Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die Czarentochter.

Historischer Roman

von

Theodor Hemsen.

Vierter Band.

Leipzig.

Friedr. Wilh. Grunow.

1866.

Inhalt.

Sechstes Capitel.

Zwei Nebenbuhler.

Ueber eine Woche war seit der Thronbesteigung Elisabeth's verflossen. In Petersburg war es so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre. Das Volk verhielt sich gleichgiltig und theilnahmlos, die Regentin war nicht sonderlich beliebt gewesen und was von der neuen Kaiserin zu erwarten war, darüber konnte sich Niemand genaue Rechenschaft geben, indessen waren die Gemüther wohl mehr von Besorgnissen als von Hoffnungen erfüllt. Die Revolution war von Privatpersonen geleitet und in's Werk gesetzt worden, deren Interessen dabei in's Spiel kamen, die allgemeine Stimmung hatte nichts damit zu schaffen. In dem Manifest, welches Elisabeth erließ, hatte sie sich auf ihr nächstes Anrecht auf den Thron berufen, dagegen Zweifel zu erheben, das fiel Niemandem ein.

Diejenigen Personen, welche in der Revolu-

tionsnacht verhaftet worden waren, saßen noch im Gefängniß, des Urtheils gewärtig, welches der eigens eingesetzte Gerichtshof über sie fällen würde. Graf Potapoff, der, wie wir wissen, sich die Adern geöffnet hatte, war der Rache Elisabeth's entflohen. Lestocq hatte ihn bereits sterbend gefunden; am Tage darauf war er in aller Stille beerdigt worden.

Auch Paulowna ruhte in der winterlichen, mit Schnee bedeckten Erde; Elisabeth hatte Wort gehalten und ihr ein feierliches Leichenbegängniß veranstaltet.

Acht Tage später war es, als Lestocq in der elften Morgenstunde in einem seiner Zimmer im Schlosse ernst und gedankenvoll auf- und abschritt. Von Zeit zu Zeit blieb er vor einem großen Spiegel stehen und betrachtete sich prüfend und mit kritischen Blicken. Er trug sein neues Staatskleid als Leibarzt der Kaiserin und sah sehr stattlich und vornehm aus. Seine Erscheinung harmonirte trefflich mit der Umgebung; die Wohnung — dieselbe, welche früher der häßliche Prinz Ludwig innegehabt hatte — war neu und mit einer Eleganz eingerichtet, welche den französischen Geschmack verrieth.

Lestocq konnte wohl zufrieden sein mit seiner Stellung; Titel und Würden und Orden waren ihm in reichem Maße verliehen und er hatte Aus-

sicht, noch mehr davon zu erringen; auch mit einigen Gütern hatte ihn die Kaiserin beschenkt, so daß er sich eines fürstlichen Einkommens erfreute.

Und doch ließ der Ausdruck seiner männlichen Züge nicht auf eine glückliche Stimmung schließen; die fest zusammengepreßten Lippen und die bisweilen in Falten gelegte Stirne zeigten, daß er entweder noch nicht an dem Ziele, welches er erreichen wollte, angelangt war, oder daß er der Zukunft nicht mit ruhiger Gewißheit entgegensah.

In seinen Grübeleien wurde er jetzt durch die Meldung unterbrochen, daß Graf Maximilian Ostermann ihn zu sprechen wünsche.

„Sehr willkommen!“ antwortete Lestocq, ging dem gleich darauf Eintretenden entgegen und reichte ihm die Hand.

Graf Maximilian präsentirte sich ebenfalls in neuer Uniform; er war zum Oberst ernannt worden; auch auf seinem schönen Antlitz hätte man vergebens nach einem Strahl innerer Zufriedenheit gesucht. Er nahm neben Lestocq, nachdem er ihn scheinbar herzlich, aber doch mit einer gewissen Förmlichkeit begrüßt hatte, auf einem Divan Platz und sagte: „Endlich erhasche ich eine ruhige Stunde, um Sie aufsuchen zu können; Sie waren doch nicht im Begriff, sich zur Kaiserin zu begeben?“

„Nein," entgegnete Lestocq lächelnd, „so früh am Morgen pflege ich Ihre Majestät nicht zu belästigen, die Kaiserin besitzt eine ausgezeichnete Gesundheit und als Arzt wird sie meine Dienste wenig beanspruchen."

„Dafür werden Sie ihr ein um so eifrigerer Rathgeber in anderen Dingen sein," entgegnete Maximilian.

„Das klingt ja fast, als hätten Sie Lust, mich zu beneiden, Herr Graf!"

„Durchaus nicht. Was Sie geworden sind, sind Sie durch Ihr eigenes Verdienst geworden, die Kaiserin verdankt Ihnen die Krone —"

„Das Glück hat doch auch das seinige dazu gethan," fiel Lestocq Maximilian in's Wort, „ich möchte es nicht ein zweites Mal auf eine so furchtbare Probe stellen."

„Dazu dürften Sie auch schwerlich Ursache hahaben, Herr Leibarzt!"

„Sie dagegen, Herr Oberst, möchten dem Glück noch mehr abtrotzen, als Sie erreicht haben?"

„Das leugne ich nicht; das Soldatenleben im Frieden hat für mich keinen Reiz mehr."

„Wenn ich im Stande sein sollte, Ihnen bei der Kaiserin zu nützen," versetzte Lestocq, „so können Sie auf mich zählen; freilich überschätzt man meinen Einfluß auf die Entschlüsse Ihrer Majestät; wäre er so groß, wie man glaubt, es wäre

Manches nicht geschehen, zu der Errichtung einer Leibcompagnie z. B. hätte ich wahrlich nicht gerathen."

„Ja, das war ein böser Augenblick, in welchem die Kaiserin diesen Schritt that," antwortete Maximilian; „die Grenadiere, die Elisabeth im überströmenden Dankgefühl sämmtlich zu Offizieren gemacht hat, deren Chef und Hauptmann sie selbst sein will, sind in ihrem Uebermuth nicht mehr zu zügeln. Natürlich; es sind rohe brutale Leute, sie sind gewohnt sich zu berauschen; da giebt es dann Skandal und Konflicte in Masse. Vielleicht wird man sich doch entschließen müssen, diese Leibcompagnie wieder aufzulösen und die Offiziere unter die anderen Truppen zu vertheilen."

„Ich möchte der Kaiserin diesen Rath nicht geben," bemerkte Lestocq, „denn ich glaube nicht, daß sie denselben befolgen würde. Sie betrachtet jenes Korps, das schon zu vielen Klagen Anlaß gibt, als eine bleibende Erinnerung an die Nacht, in welcher sie die Regentin stürzte."

„Wenn Sie darüber nicht mit ihr sprechen wollen," schaltete Maximilian ein, „wird es vielleicht Alexis Rasumowski thun!"

„Der neue Kammerherr?" entgegnete Lestocq. „Nein, mein lieber Graf, da irren Sie sich, Rasumowski ist zu klug, um sich in Geschäfte und Staatssachen zu mischen; er weiß, daß er davon nichts versteht."

„Seit wann ist Rasumowski, der gewesene Sänger der Hofkapelle, Kammerherr?“ murmelte Maximilian erstaunt.

„Seit vorgestern.“

„Er scheint also bestimmt, eine rasche Karriere zu machen.“

„Ich wünsche ihm Glück dazu!“ Lestocq lächelte spöttisch, als er diese Worte hinwarf.

„Herr Leibarzt, Sie nehmen dieses Avancement leichter, als ich es an Ihrer Stelle thun würde; Rasumowski könnte Ihnen doch gefährlich werden. Sie waren bisher der erste und einzige Rathgeber Elisabeth's.“

„So lange sie Großfürstin war!“ fiel Lestocq ein. „Jetzt ist sie Kaiserin und das ändert die Verhältnisse, sie braucht mehr als einen treuen und zuverlässigen Diener; ich selbst habe ihr empfohlen, sich mit hervorragenden Personen, wie dem Grafen Woronzoff und Bestuscheff zu umgeben und werde ihr Bestuscheff noch heute vorstellen.“

„Haben Sie Bestuscheff dazu aus dem Gefängniß holen lassen?“

„Allerdings; die Regentin hatte diesen ausgezeichneten Mann, der sich um Rußland viele Verdienste erworben, seiner Freiheit beraubt, als sie zur Herrschaft gelangte; sie wußte, daß er nicht zu ihrer Partei gehöre, und gerade das ist ein

Grund für die Kaiserin, ihn in ihren Rath zu berufen. Er wird gewiß Minister werden, da Münnich sowie der Großadmiral Ostermann —" Hier unterbrach sich Lestocq, er hatte einen Moment vergessen, daß er zu dem Neffen eines der Unglücklichen sprach, die Elisabeth's Rache zu fürchten hatten.

„Reden Sie nur weiter!" bemerkte Maximilian. „Ob ich von Ihnen oder von einem Andern höre, welches Schicksal meinem Onkel bevorsteht, das verschlägt nichts. Ich bin überzeugt, daß Sie Alles thun werden, was Ihnen möglich ist, um sein Loos zu erleichtern."

„Das werde ich!" betheuerte Lestocq. „Leider kann ich nicht hoffen, viel durchzusetzen. Die Richter, welche die Kaiserin gewählt hat, werden einen harten Spruch fällen, das ist so gut wie ausgemacht."

„Für mich ist das sehr traurig," antwortete Maximilian düster, „doch habe ich mir selbst nichts vorzuwerfen, ich hätte, was ich immer unternahm, den Sturz der Regentin und die Verhaftung meines Onkels nicht hindern können. Aber in dem Hause, wo ich sein Gast war, litt es mich nicht mehr, es trieb mich gewaltsam von dort weg, ich habe eine andere Wohnung gemiethet."

„Es wurde mir erzählt," entgegnete Lestocq. „Sie wohnen jetzt ziemlich in der Nähe der französischen Gesandtschaft?"

„Ja, der Zufall hat es so gewollt," versetzte Maximilian, darauf schwieg er eine Weile, mit sich kämpfend, in welcher Weise er etwas, was er auf dem Herzen hatte, vorbringen sollte. Plötzlich erhob er sein nachdenklich gesenktes Haupt, blickte Lestocq fest an und sagte: „Fort mit den Umschweifen und Einleitungen, ich will gerade auf mein Ziel losgehen. Ich bin, wie Sie vielleicht geahnt haben, hierher gekommen, um eine Erklärung von Ihnen zu verlangen."

„Eine Erklärung?" fragte Lestocq mit natürlicher oder gekünstelter Betroffenheit, „Sie überraschen mich. Ich wüßte nicht, wodurch ich Ihnen Veranlassung gegeben hätte —"

„Sie werden mich gleich verstehen," betonte Maximilian lebhaft, indem er Lestocq's ausweichende Entgegnung abschnitt, „wenn ich Ihnen sage, daß es sich um Fräulein Julie von Mengden handelt."

„Ehe ich Ihnen antworte," fuhr Lestocq fort, „erwarte ich, daß Sie sich deutlicher ausdrücken."

„Sollte das wirklich nöthig sein?" rief Maximilian. „Sie waren ja bis ganz vor kurzem der Vertraute meiner Beziehungen zu der jungen Dame, Sie vermittelten unseren Briefwechsel, als die Regintin Fräulein von Mengden in ihrem Zimmer gefangen hielt."

„Das ist wahr, aber wie hängt das mit einer

Erklärung zusammen, die ich Ihnen schuldig sein soll?"

„Fräulein von Mengden hat sich jetzt von mir abgewendet," erwiderte Maximilian in bitterem Ton, „sie kennt mich nicht mehr, sie weicht mir aus, wenn ich ihr begegne, sie hört mich nicht an, wenn ich zu ihr sprechen will. Und ich habe doch das Recht, zu erfahren, weshalb sie mir zürnt! Man bricht ein inniges Verhältniß, wie es zwischen uns bestand, nicht ab, ohne einen Grund anzuführen."

„Fräulein von Mengden," bemerkte Lestocq ruhig, „ist die Herrin ihres Willens; wenn sie beschlossen hat, sich von Ihnen zurückzuziehen, wer kann ihr einen Vorwurf daraus machen?"

„Davon ist nicht Rede," sagte Maximilian mit mühsam niedergehaltener Bewegung, „ich denke nicht daran, ihren Gefühlen Zwang zuzumuthen, aber ich will klar sehen, ich will wissen, was sie von mir trennt. Für mich ist ja Alles, was mit ihr vorgegangen ist, ein Räthsel; sie war verschwunden an jenem Tage, an welchem Elisabeth Kaiserin wurde. Ich habe genaue Erkundigungen eingezogen, ohne daß es mir gelungen wäre, zu erfahren, wo sie sich verborgen gehalten hat. Man weiß nur, daß sie ebenso plötzlich, wie sie unsichtbar geworden war, auch wieder auftauchte und zwar als Hofdame der Kaiserin! Und darüber

sollten Sie, Lestocq, der Sie in jener Zeit fast beständig um die Kaiserin waren, keine Auskunft ertheilen können? Nimmermehr werde ich das glauben!"

„Das sollen Sie auch nicht!" antwortete Lestocq ohne zu zögern, „ich brauche kein Geheimniß daraus zu machen, daß ich die Kaiserin bat, die unglückliche Freundin der Regentin zu ihrer Hofdame zu ernennen."

„Also Sie verschafften ihr die Gunst der Kaiserin! Und doch leugnen Sie, mir gegenüber zu einer Erklärung verpflichtet zu sein!"

„Das stelle ich auch jetzt noch in Abrede! Wenn ich mich darüber ausspreche, so geschieht das aus freien Stücken; Niemand könnte mich dazu nöthigen, wenn ich es nicht für gut fände, Ihnen gerade durch meine Mittheilungen zu beweisen, daß Sie sich irren, wenn Sie in mir etwa ein Hinderniß für Ihre Absichten suchen. Ich habe mich nie zwischen Sie und Fräulein von Mengden gedrängt, Sie selbst haben jenes Band zerrissen und Sie sollten mir dankbar dafür sein, daß eine glückliche Schicksalsfügung mich der Verzweifelnden im entscheidenden Augenblick zu Hilfe gesendet hat."

„Ich Ihnen danken?" murmelte Maximilian. „Dazu sehe ich bis jetzt noch keine Veranlassung."

„Sie werden anders urtheilen, wenn Sie hö-

ren, daß ohne meine Dazwischenkunft Fräulein von Mengden wahrscheinlich sich das Leben genommen hätte!“ entgegnete Lestocq ernst.

„In der That?“ warf Maximilian mit erzwungenem Lächeln hin. „Das klingt ja ganz märchenhaft. Eine junge Dame von hohem Rang sollte sich mit Selbstmordgedanken tragen?“

„Nicht mit dem bloßen Gedanken,“ fiel Lestocq ein, „die Ausführung des furchtbaren Entschlusses stand bevor, als der Zufall mich in die Nähe brachte. Ich begegnete Fräulein von Mengden am Morgen vor dem Losbruch der Verschwörung; sie trug Männerkleidung, aber ich erkannte sie sogleich und ich nahm in ihrem Wesen eine so große Aufregung und Verwirrung wahr, daß ich ihr folgte und sie beobachtete. Sie eilte an das Ufer der Newa und ohne mich hätte sie wohl in den Wellen ihr Grab gesucht. Ich bemächtigte mich ihrer, ich brachte sie in Sicherheit und aus ihren halben Geständnissen ging hervor, daß ein großer Schmerz sie getroffen, daß sie am Leben verzweifelte.“

„Und Sie trösteten sie mit gutem Erfolge!“ rief Maximilian in fast schneidendem Ton. „Aber weiter! Lassen Sie mich doch auch wissen, wo Fräulein von Mengden von Ihnen untergebracht wurde, bis sie in das Schloß zur Kaiserin in ihre alte Wohnung zurückkehren konnte.“

„Auch das werde ich Ihnen sagen," fuhr Lestocq fort. „Fräulein von Mengden bequemte sich dazu, in meinen Zimmern im Palais der Großfürstin zu verweilen, bis die Entscheidung vorüber war. Die erste Bitte, welche ich an die Kaiserin richtete, galt der Erhebung von Fräulein von Mengden zur Hofdame, die Bitte wurde mir, wie Sie schon wissen, gewährt."

„Vortrefflich!" fiel Maximilian ironisch ein. „Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Nun vernehmen Sie, was ich darauf erwidern muß. Ich habe Fräulein von Mengden nicht allein geliebt, ich liebe sie sogar noch und ich habe der Hoffnung, sie zu besitzen, noch keineswegs entsagt."

„Das geht mich doch wohl nichts an," sagte Lestocq, „mir ist nicht bekannt, wodurch Sie Fräulein von Mengden so tief verletzt haben, daß sie Ihnen nicht mehr vertraut und ich werde mich hüten, im Namen der jungen Dame zu sprechen. Uebrigens dürfen Sie überzeugt sein, daß ich Ihnen nichts, was meine Person betrifft, verhehlt habe."

„Diese Ueberzeugung habe ich, aber das genügt mir nicht."

„Was verlangen Sie noch weiter?"

„Nehmen wir einmal an, Sie selbst wären geneigt, als Bewerber um Fräulein von Mengden aufzutreten —"

„Wer sagt Ihnen, daß ich an dergleichen denke?“

„Niemand, aber Sie werden einräumen, daß die Theilnahme, welche Sie der jungen Dame erwiesen, keine gewöhnliche ist. Sie betrachten sich als ihren Lebensretter, das ist einem so schönen und reizenden Mädchen gegenüber keine ganz ungefährliche Rolle, Ihre Situation bietet Ihnen endlich einen sehr wichtigen Vortheil.“

„Worin besteht derselbe, wenn ich fragen darf?“

„Ganz einfach darin, daß Sie von meinen Beziehungen zur Frau Marquise de La Chétardie unterrichtet sind. Sie könnten daher, falls es zu Ihren Absichten paßte, durch ein paar leise Andeutungen die Kluft zwischen Fräulein von Mengden und mir erweitern.“

„Herr Graf!“ fuhr Lestocq mit scharfer Betonung seiner Worte auf. „Ich muß Sie ernstlich bitten, diese beleidigende Aeußerung zurückzunehmen.“

„Ich wollte Sie nicht beleidigen,“ erwiderte Maximilian, „aber ich habe mir vorgenommen, offen zu sein, meine Lage erfordert das. Sie **sind** im Vortheil, das steht fest! Vielleicht liegt es noch nicht in Ihren Wünschen, denselben auszubeuten, aber die Wünsche könnten rege werden. Deshalb — und dies ist eigentlich der Zweck meines heutigen Besuches — deshalb wollte ich Ihnen sagen,

daß ich den Gedanken, Sie als meinen begünstigten Nebenbuhler an der Seite von Julie von Mengden zu sehen, nicht ruhig ertragen kann. Ich hoffe, das genügt, damit Sie mich verstehen."

„Mehr als hinreichend!" antwortete Lestocq. „Sie haben sich eine durchaus überflüssige Mühe gegeben und ich bedauere, Ihnen, da Sie bisher mein Freund waren, erklären zu müssen, daß ich in Ihren Auseinandersetzungen eine nicht zu duldende Herausforderung erkenne."

„Wie Sie wollen!" sagte Maximilian aufstehend, „ich habe Fräulein von Mengden ein Schreiben einhändigen lassen, worin ich sie um eine Zusammenkunft ersuche; sie wird und muß meine Rechtfertigung anhören und aus ihrem Benehmen werde ich wohl erkennen, wie ich mit Ihnen daran bin."

„Fräulein von Mengden ist, wie ich schon bemerkte, unbeschränkte Herrin ihres Schicksals," versetzte Lestocq sich ebenfalls erhebend. „und auch ich beanspruche um so mehr die vollste Freiheit für meine Entschlüsse, als Sie versucht haben, einen unerlaubten Druck auf mich auszuüben. Ich weise jede solche Anmaßung auf das entschiedenste zurück. Das Uebrige wird sich finden!"

„Ja wohl, es wird sich finden!" schloß Maximilian, verbeugte sich gemessen und ging.

„Er hat es gewagt, mir zu drohen!" mur-

melte Lestocq, als er allein war, „nun denn, er soll erfahren, was ich mir daraus mache. Der Schritt, den dieser leichtfertige junge Mann bei mir gethan, dürfte leicht eine mit seinen Berechnungen nicht übereinstimmende Wirkung haben. Er will Fräulein von Mengden sehen, das will auch ich und zwar jetzt gleich."

Ohne lange zu überlegen, welches Ziel er bei seiner Unterredung mit Fräulein von Mengden verfolgen werde, nahm Lestocq seinen Hut und verließ das Gemach. Im Vorzimmer blieb er jedoch noch einige Momente stehen, um Maximilian Zeit zu lassen, sich zu entfernen. Er befand sich in größerer Aufregung, als er sich selbst zugestehen mochte; das mit Maximilian gepflogene Gespräch hatte Empfindungen berührt, die ihn seit einiger Zeit beschäftigten und die eben heute Ursache seines Nachsinnens gewesen waren. Nun jedoch hielt er sich nicht dabei auf, sein Inneres zu prüfen und zu erforschen, er wollte dem Zufall Alles anheimgeben. Nachdem einige Minuten verflossen waren, begab er sich auf den Weg nach der Wohnung der Hofdame.

Julie von Mengden war, wie wir wissen, wieder im Besitze derselben Räume, die sie als Freundin der Regentin innegehabt hatte. Mit Wohlwollen und Güte hatte die Kaiserin Elisabeth sie aufgenommen und wenn ihr auch nicht der Ein-

fluß in Aussicht gestellt war, um welchen man sie früher so sehr beneidete, so hatte sie doch Ursache, zufrieden zu sein; ihre Zukunft war oder schien wenigstens vollkommen gesichert. Die Ruhe ihres Herzens freilich hatte sie noch nicht wieder gewonnen. Die heilende Kraft der Zeit allein konnte das zerstörte Gleichgewicht wieder herstellen, aber sie war schon jetzt keine willenlose Beute der Verzweiflung mehr; die tiefe Enttäuschung, welche ihr Maximilian bereitet hatte, schmerzte noch, aber sie begann in einem Gefühle von Verachtung, welche der einst so Heißgeliebte ihr einflößte, das Mittel gegen sie zu finden. Maximilian hatte zu frevelhaft mit ihr gespielt, er hatte sich in zu unwürdigem Lichte gezeigt, als daß er noch ein Gegenstand ihrer Sehnsucht hätte sein können.

An dem Abend, welcher dem Besuch Maximilian's bei Lestocq vorherging, hatte Julie einen Brief von dem ersteren erhalten, worin sie um eine letzte und entscheidende Unterredung gebeten wurde. Sie hatte nicht lange gebraucht, um zu erkennen, was sie zu thun habe; sie wollte Maximilian nicht mehr bei sich empfangen, aber sie wollte seinen Brief auch nicht unberücksichtigt lassen, er sollte wissen, wie sie von ihm denke, damit er sie nicht mehr verfolge und deshalb war sie entschlössen, ihm schriftlich zu antworten.

Um dieselbe Stunde, während welcher Maxi-

milian und Lestocq sich gegen einander aussprachen, saß Julie an ihrem Tisch und griff zur Feder, um den Abweisungsbrief zu verfassen. Das war keine leichte Aufgabe für sie, die Gedanken wogten wirr in ihrem Kopf durcheinander, die Worte, welche sie suchte, wollten ihr nicht einfallen und die Hand, welche sie zum Schreiben erhob, bewegte sich zitternd hin und her.

Schon einige Male hatte sie angefangen und das Begonnene unzufrieden wieder bei Seite gelegt; endlich glaubte sie eine passende Einleitung ersonnen zu haben, vier bis fünf Zeilen standen in etwas unsicheren Zügen auf dem weißen Blatte; da klopfte es leise an ihrer Thür.

Julie schrak zusammen; es war ihr, als müsse Maximilian sich melden; sie sprang auf, um ihre im Nebengemach sich befindende Kammerjungfer zu rufen, dann wieder schämte sie sich ihrer Schwäche und blieb stehen. Wenn es wirklich Maximilian sein sollte, was hatte sie zu fürchten? War sie nicht im Klaren darüber, wie sie sich benehmen mußte? Auf ein abermaliges Klopfen, welches jetzt erfolgte, antwortete sie mit der Einladung, einzutreten.

Ein Stein fiel ihr vom Herzen, als die Thür sich öffnete und Lestocq sichtbar wurde.

Lestocq lächelte, aber eine gewisse Befangenheit spiegelte sich auf seinen Zügen und sich entschul-

digend, sagte er, indem er sich tief verneigte: „Vergeben Sie dem ungebetenen Gast, mein Fräulein, wenn er Sie aus Ihrer Ruhe aufgestört hat.“

„Unerwartet kommen Sie allerdings,“ entgegnete Julie freundlich, „aber warum sollte mir die Störung unangenehm sein? Ihr Erscheinen hat mir bisher noch immer Gutes gebracht und ich hoffe, auch heute machen Sie keine Ausnahme?“

„Das werden Sie zu entscheiden haben,“ murmelte Lestocq, „denn ich bringe Ihnen nichts als mich selbst; mich trieb es, Sie einmal in Ihrer Einsamkeit aufzusuchen.“

„Ich weiß, wie sehr Sie um mich besorgt sind,“ fiel Julie ein, als Lestocq zögernd inne hielt, „und täglich danke ich Ihnen im Stillen, Sie haben mich dem Leben wieder gegeben.“

„Nicht um Dank zu hören, habe ich es gewagt, hier einzudringen,“ antwortete Lestocq. „Ihre Schwelle war mir bisher ein Heiligthum, vor dem ich scheu zurückwich und die ich auch jetzt nicht überschritten haben würde, wenn nicht eine äußere Anregung mich dazu getrieben hätte; ich hatte soeben eine Unterredung, welche Sie betraf.“

„Mich?“ flüsterte Julie leicht erröthend. „Mit wem können Sie über mich gesprochen haben? Mit der Kaiserin?“

„Nein, nicht mit der Kaiserin, obwohl dieselbe oft Ihrer gegen mich gedenkt.“

„Sie machen mich ungeduldig, ja Sie ängstigen mich fast," entgegnete Julie beklommen; zugleich nahm sie ihren früheren Platz wieder ein und bot Lestocq einen Sessel an, auf welchem er sich niederließ, während er erwiderte: „Das möchte ich nicht und dazu ist auch keine Ursache. Vielleicht werden Sie mir sogar darüber zürnen, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mische, bevor Sie mir die Erlaubniß dazu gegeben haben."

„Diese Erlaubniß haben Sie sich ja selbst ertheilt, als Sie mein Retter wurden, und ich habe dieselbe noch nicht zurückgezogen."

„O lassen Sie mich hoffen, daß Sie das nie thun," versetzte Lestocq mit überraschender Wärme. „Ich möchte das Recht haben, mich frei und offen in Allem, was Ihr Wohlergehen betrifft, an Sie zu wenden."

„Das dürfen Sie, denn ich weiß, daß Sie dieses Recht nicht mißbrauchen werden."

„Nein, bei Gott nicht, aber unbeschreiblich glücklich macht es mich, daß Sie mir es gewähren."

Hier wurde das Gespräch durch eine kleine Pause unterbrochen; Lestocq, so wenig er sonst Schüchternheit kannte, war doch innerlich zu bewegt, um für das, was ihm auf den Lippen schwebte, eine leichte Wendung bei der Hand zu haben, Julie dagegen sah mit steigender Verlegen-

heit den Erklärungen Lestocq's entgegen; es lag etwas Feierliches in seinem Wesen, was sie zwang, sich auf Ungewöhnliches vorzubereiten. Sie hatte nicht den Muth, Lestocq anzuschauen; mit zu Boden geschlagenen Augen wartete sie ängstlich auf das erste Wort, welches sie errathen lassen würde, was sie hören sollte.

„Ich bitte Sie recht herzlich," begann Lestocq, „die Frage, welche ich an Sie richte, nicht als den Ausdruck einer unzarten Neugier zu betrachten."

„Sie geben sich Mühe, sich selbst zu verdächtigen!" sagte Julie.

„Ich bin im Begriff, einen Namen zu nennen, der Sie peinlich berühren wird," fuhr Lestocq fort, „ich möchte von Ihnen erfahren, ob Sie dem Grafen Maximilian Ostermann zu verzeihen im Stande wären."

„Niemals!" flüsterte Julie mit abgewendetem Gesicht.

„Ich weiß nicht, wodurch er Ihre Achtung verscherzt hat," versetzte Lestocq, „und ferne sei es von mir, das erforschen zu wollen. Der Zufall und meine Beziehungen zu dem Grafen hatten mir einst die Rolle angewiesen, ihn in seinen Bewerbungen um Ihre Hand zu unterstützen. Es ist mir bekannt, daß er Sie zur Flucht in's Ausland zu bereden suchte. Darüber dürfen Sie nicht erröthen, Sie haben sich nichts vorzuwerfen. Ich

wurde von dem Grafen in seine Pläne eingeweiht und bot Alles auf, ihm das Unüberlegte derselben klar zu machen. Die Ereignisse, welche so plötzlich hereinbrachen, hätten ohnehin die Ausführung unmöglich gemacht, zugleich haben Sie sich von dem Grafen losgesagt."

„Er selbst hat das Band zerrissen," fiel Julie lebhaft ein, „welches uns verknüpfen sollte und das nie denkbar gewesen wäre, hätte ich ihn gekannt, wie ich ihn jetzt kenne. Ueber die Kluft, welche sich zwischen dem Grafen und mir geöffnet hat, führt kein Weg hinüber; er hat mich auf das empörendste getäuscht."

„Das fürchtete ich," nahm Lestocq wieder das Wort, „aber ich hatte kein Recht, mich einzumischen. Jetzt steht es anders; ich hatte das Glück, Ihnen einen Dienst zu erweisen und bin Ihnen als Freund nahe getreten; daher mußte ich wählen zwischen Ihnen und dem Grafen — und meine Wahl ist getroffen."

„Sie haben mit dem Grafen gebrochen?"

„Das mußte geschehen, früher oder später; er war indessen heute bei mir —"

„Der Graf hat Sie aufgesucht? Also war er es, der über mich mit Ihnen gesprochen hat."

„Er war es; er theilte mir mit, daß er eine letzte und entscheidende Zusammenkunft mit Ihnen zu haben wünsche."

„Vielleicht meinte er, daß Sie eine Versöhnung einleiten würden?“

„Das wohl kaum, er thut mir im Gegentheil die Ehre an, mich als ein Hinderniß für seine Absichten zu betrachten!“

„Es bedarf keines Hindernisses!“ rief Julie erregt. „Ich habe, sobald ich den Brief des Grafen erhielt, entschieden, daß ich ihn nicht empfangen werde; um ihm aber doch zu erkennen zu geben, daß er sich vergeblich bemüht und daß ich für immer von ihm verschont sein will, werde ich ihm schriftlich antworten. Als Sie eintraten, hatte ich eben damit begonnen.“

„Sie wollen dem Grafen schreiben!“ warf Lestocq ein. „Das war es, was ich fürchtete; glauben Sie mir, auf diese Weise werden Sie ihn nicht von sich fern halten. Ein Brief läßt immer wieder eine Antwort zu, der Graf wird sich nicht entmuthigen lassen, ja er wird versuchen, eine neue Kette daraus zu machen und gelingt ihm das nicht, so sind Ihre Briefe in seiner Hand eine Waffe, die er gegen Sie kehren kann.“

„Das kam mir nicht in den Sinn,“ murmelte Julie, „aber ich fühle, daß Sie die Wahrheit getroffen haben. Doch was für ein Mittel soll ich anwenden, damit ich Ruhe gewinne vor seinen Verfolgungen?“

„Lassen Sie ihn kommen, mein Fräulein.“

„Nein, nimmermehr! Eine Unterredung zwischen uns kann nicht stattfinden.“

„Sie können ihn ja vor Zeugen empfangen.“

„Allein oder mit Zeugen, ich will und kann nicht.“

„Dann gibt es nur noch ein Mittel; Sie müssen ihm durch eine dritte Person Ihre Antwort ertheilen.“

„Wem könnte ich mich anvertrauen? Wem sollte ich eine so zarte Mission übergeben?“

„Mir — wenn Sie mich Ihres Vertrauens nicht für unwerth halten!“

Julie erschrak innerlich; das Gespräch nahm eine Richtung, die sie nicht vorausgesehen hatte. Wohl besorgte sie nicht, daß Lestocq nicht mit soviel Schonung für sie, als möglich, sich der Aufgabe entledigen werde, um die er bat, aber sie fürchtete neue Verwicklungen; Graf Maximilian war ein heftiger, leidenschaftlicher Charakter, konnte nicht ihr Ruf, der bis dahin durch eine glückliche Fügung rein und fleckenlos geblieben war, durch einen Skandal leiden? Konnte nicht ihre Stellung am Hofe untergraben, ihr Verhältniß zur Kaiserin getrübt werden? Und übernahm sie nicht Lestocq gegenüber größere Verpflichtungen, als ihr lieb war? Ueber diesen Punkt hatte sie sich bisher noch nie gefragt; sie hatte Lestocq's rettende Hand ergriffen, sie hatte sich auf ihn gestützt, ohne dabei

zu erwägen, wie groß die Summe der Dankbarkeit war, die sie abzutragen hatte. Verwirrung und Beklemmung bemächtigten sich ihrer, als sie darüber nachsann. Trotzdem aber war ihr deutlich bewußt, daß die Dinge nicht so bleiben konnten, wie sie jetzt standen; dem Grafen Maximilian mußte jede Aussicht, sich ihr nähern zu können, genommen werden, sollte ihr Frieden sicher vor neuen Erschütterungen sein.

„Sie schweigen, Sie antworten mir nicht!" bemerkte Lestocq, da Julie ihm nichts erwiderte. „Soll ich das als ein Zeichen auslegen, daß mein Rath Ihnen unwillkommen ist?"

„Nein, nein," murmelte Julie ängstlich, „das dürfen Sie nicht. Sie können wohl ahnen, wie schwer es mir fällt, überhaupt noch in irgend einer Weise mit dem Grafen Maximilian zu verhandeln und doch wird es nicht zu umgehen sein. Er besitzt ja auch noch Briefe von mir aus der ersten Zeit unseres Verkehrs und es beunruhigt mich, daß ich dieselben in seiner Gewalt wissen soll. Um jeden Preis möchte ich sie zurückhaben."

„Er wird dieselben zurückgeben, sobald er Ihren unerschütterlichen Entschluß erfahren hat."

„Wohlan denn, so lege ich Alles in Ihre Hände!" hauchte Julie leise. „Trachten Sie, daß Alles vorübergehe ohne stürmische Auftritte. Jetzt stehe ich allein und schutzlos an diesem Hofe, die

Zukunft liegt dunkel und trostlos vor mir, ich habe für den Moment nur einen einzigen Wunsch, den Gleichmuth meiner Seele aufrecht zu erhalten, um den Pflichten leben zu können, die der Tag mit sich bringt.“

„Nein, nicht allein und schutzlos sind Sie, es müßte denn sein, daß Sie mich nicht als Freund dulden wollten!“ betheuerte Lestocq. „Ich kann Ihnen zwar nicht die Illusionen zurückzaubern, die Sie haben in Nebel zerrinnen sehen, ich kann Ihnen nicht mit poetischen Täuschungen das Leben in einem Traum veewandeln, aber ich kann Ihnen das widmen, was in den Stürmen des Daseins einen bestimmten Werth hat — eine treue, nie wankende Ergebenheit. Es hängt nur von Ihnen ab, wie oft Sie dieselbe auf die Probe stellen wollen!“

„Es wäre grausam von Ihnen,“ entgegnete Julie, „wollten Sie wünschen, daß sich Ihnen recht oft Gelegenheit zeige, mir Ihre Freundschaft zu beweisen; Sie würden ja damit wünschen, daß das Unglück sich an meine Fersen hefte und ich bedarf doch so sehr der Ruhe.“

„Die soll Ihnen auch zu Theil werden,“ rief Lestocq, indem er die Hand Julien's ergriff und sie sanft drückte, „ich werde suchen, dem Unheil alle Wege zu Ihnen abzuschneiden.“

Julie befreite ihre Hand, nicht ohne einige Ver-

wirrung dabei zu verrathen, dann stand sie auf, nahm von einem Tisch das Blatt, auf welchem die ersten an Maximilian gerichteten Zeilen standen und zerriß es; dabei sagte sie: „Zu guter Stunde sind Sie heute zu mir gekommen, ohne Sie hätte ich diesen Brief vollendet und abgeschickt. Wer weiß, was daraus entstanden wäre!“

„Etwas Gutes wahrlich nicht! Sie werden nicht mehr in solche Versuchung kommen. Ich verlasse Sie jetzt mit der Hoffnung, daß Sie von nun an nicht mehr warten werden, bis ich mich aufdringe, sondern daß Sie mich rufen lassen werden, wenn ich Ihnen nützlich sein kann, kurz daß Sie unumschränkt über meine Person und meinen Einfluß gebieten, als wäre ich —“

„Als wären Sie mein leibeigener Sklave!“ fiel Julie lächelnd ein, um die Befangenheit, deren sie sich nicht erwehren konnte, hinter einem Scherz zu verbergen.

„Ich nehme Sie beim Wort!“ entgegnete Lestocq, „und betrachte mich vorderhand als Ihren Sklaven; es liegt für mich in dieser Bezeichnung, wenn sie aus so schönem Munde kommt, ein unbeschreiblicher Reiz und ich werde die Pflichten, die ich zu erfüllen habe, sicher nie versäumen.“ Hierauf zog er sich zurück; seine Augen glitten, als er sich zum Abschied verneigte, mit einem Ausdruck über Julien's Gesicht, den diese bisher an dem

scheinbar kalten und verschlossenen Manne noch nicht wahrgenommen hatte.

Lestocq ging indessen rasch durch das Vorzimmer; seine Gedanken waren auf das gerichtet, was zunächst zu besorgen war; er mußte sich zu Maximilian begeben, ihm den Entschluß Julien's ankündigen und ihre Briefe zurückfordern. „Das wird nicht so ganz glatt ablaufen,“ sagte Lestocq zu sich selbst, indem er die äußere Thür öffnete. „Maximilian wird Schwierigkeiten machen, aber die Briefe muß ich haben. Für ein so reizendes Wesen kann man wohl ein paar Blutstropfen vergießen — —“

Der Schall von Männertritten, welche in dem Korridor wiederhallten, unterbrach Lestocq, der eben die Thür hinter sich zuzog, in seinem Selbstgespräch, er drehte sich nach der rechten Seite um, von woher der Kommende sich näherte und erkannte den Grafen Maximilian. Der letztere hatte Lestocq ebenfalls bemerkt und machte Halt; beide Männer maßen sich eine Sekunde mit Blicken, die nichts Gutes prophezeiten. Maximilian, dessen Züge eine marmorartige Blässe bedeckte, brach zuerst das Schweigen; rasch auf Lestocq zutretend, begann er mit bebender Stimme: „Ich war nicht darauf gefaßt, Ihnen hier zu begegnen, aber es ist besser so, ich werde nicht lange im Dunkeln zu tappen haben.“

„Vor Allem," flüsterte Lestocq, „wollen Sie sich erinnern, daß wir uns vor der Wohnung einer Dame befinden, führen Sie hier also keine Scene auf!"

„Ei, ei, welch' zarte Rücksicht üben Sie auf einmal, der Sie doch eben aus dem Boudoir jener Dame kommen, die noch vor kurzem mir die Gnade erwies, meine Huldigungen sich gefallen zu lassen."

„Sie werden diese Dame nicht ungestraft beleidigen!" antwortete Lestocq, dem die Röthe des Zornes in's Gesicht stieg. „Aber noch einmal, kommen Sie fort von hier."

„Und wenn ich nun darauf bestände, Fräulein von Mengden zu sprechen?"

„Fräulein von Mengden wird Sie nicht empfangen und ich habe die Ehre, Ihnen das im Namen der jungen Dame mitzutheilen; zugleich bin ich beauftragt, Sie um die Auslieferung einiger Briefe von der Hand des Fräuleins zu bitten, die aus früherer Zeit her Ihnen geblieben sind."

Maximilian's Augen ruhten mit dem Blitzen jähauflodernden Hasses auf Lestocq, seine Lippen zitterten, aber es erfolgte kein lauter Ausbruch; in der ersten Secunde fehlte es ihm an Worten, sich Luft zu machen; er ging, sich von Julien's Thür entfernend, neben Lestocq den Korridor entlang. Als sie auf der in das untere Stockwerk

hinabführenden Haupttreppe ankamen, blieb er stehen und versetzte, nachdem er sich überzeugt, daß Niemand sie belauschen konnte: „Sparen Sie sich die Mühe, Herr Lestocq, mich weiter zu begleiten; ich werde keinen Versuch machen, bei Fräulein von Mengden, bei der ich mich melden wollte, weil mir die Antwort auf mein Schreiben zu lange ausblieb, mit Gewalt einzudringen; was die geforderte Zurückgabe der Briefe anbelangt, so werde ich mir das überlegen; jedenfalls werde ich noch das Vergnügen haben, mit Ihnen zusammenzutreffen.“

„Auch ich zähle darauf!“ erwiderte Lestocq.

„Leid thut es mir, daß ich nicht ein wenig früher kam,“ schloß Maximilian höhnisch, „vielleicht hätte Fräulein von Mengden, von Ihnen beschützt, den Muth gehabt, mich vorzulassen.“

„Gehören Sie also zu den Männern, denen gegenüber eine Dame des Schutzes bedarf?“

Maximilian antwortete nichts mehr; er zuckte die Achseln und eilte mit klirrenden Schritten davon.

Lestocq blieb stehen und murmelte ihm nachsehend: „Ich wußte es, daß ein Duell unvermeidlich werden würde, daher ist es mir lieb, daß die Sache gleich abgemacht werden wird.“

Siebentes Capitel.

Halling und Gregor.

Am Tage nach der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth war, wie wir wissen, Halling in Gnaden von der Polizei entlassen worden; er hatte sich zwar nicht lange in der Gewalt dieser gefürchteten Macht befunden, aber doch immer lange genug, um körperlich und geistig auf das tiefste gelitten zu haben. Seine Verhaftung, veranlaßt durch den tückischen Gregor, hatte ihn wie ein Blitz getroffen und ihn geradezu des Bewußtseins beraubt; er konnte nicht denken, nicht überlegen, er knirschte mit den Zähnen über seine Wehrlosigkeit. Daß er unschuldig war, das konnte ihn nicht beruhigen, das reizte ihn im Gegentheil zu nagendem, verzehrendem Grimm. Der Moment, in welchem er in dem Polizeigefängniß, der Sack genannt, eintraf, wirkte mit neuer Erschütterung auf ihn. Er sah sich hineingestoßen in einen halbdunklen, feuchten, von Modergerüchen erfüllten

Raum, in welchem die von der Polizei Verhafteten bis zu ihrer Bestrafung in Gewahrsam gehalten wurden; Diebe und Diebshehler, Gauner jener Art harrten hier der Stunde entgegen, wo die Knute an ihnen ihr Amt üben würde; aber unter diesem Auswurf der menschlichen Gesellschaft befanden sich auch Unglückliche, die aus einem geringfügigen Anlaß, vielleicht weil sie irgendwo im Gedränge die Faustschläge eines Platz machenden rohen Polizeiknechts nicht mit der gehörigen Devotion hingenommen hatten, hinter Schloß und Riegel gebracht wurden.

Entsetzlicher Ekel war die erste Empfindung, die Halling beschlich, als er, auf dem schlüpferigen Boden ausgleitend und vor Kälte zusammenschauernd, diesen Ort des Jammers betrat, dessen Bewohner bei dem matten, durch dicke Eisenstäbe fallenden Licht kaum zu erkennen waren.

Er suchte sich einen freien Winkel und lehnte sich an die Mauer, indem er die Augen schloß. Er versuchte sich einzureden, daß man ihn unmöglich lange in dieser schrecklichen Umgebung lassen könne; er galt ja für einen Verschwörer, also für eine wichtige Person, man mußte also Eile haben, ihn zu vernehmen und dann mußte sein Schicksal sich rasch im guten oder bösen Sinne ändern. Er gab sich Mühe, sich vorzusagen, in welcher Weise er seine Schuldlosigkeit am besten

nachweisen könne, aber er kam nicht weit damit; der unheimliche Aufenthaltsort, das Geräusch, welches ihn umgab lähmten, seinen Geist. Einige Male wurde die schwere Thür geöffnet und Polizeidiener brachten neuen Zuwachs, holten auch wohl den einen oder anderen Gefangenen, und einmal schien es Halling, als töne aus der Ferne eine jammernde Stimme herüber.

Er stellte sich vor, daß vielleicht in diesem Augenblicke eine Prügel-Exekution vollzogen werde und trotz der Kälte, die seine Glieder schüttelte, traten ihm die Schweißtropfen auf die Stirn.

Je mehr Zeit verstrich, ohne daß man sich um ihn bekümmerte, desto höher stieg seine Zerrüttung; er vermochte sich nicht mehr auf den Füßen zu halten und mußte sich abwechselnd auf den Boden setzen, um sich zu erholen. Als Nahrung war ihm Brod und Wasser gereicht worden; obwohl er das Bedürfniß hatte, etwas zu genießen, konnte er sich doch Anfangs nicht überwinden, davon zu kosten.

Während allmälig jede Aussicht auf eine baldige Aenderung seiner Lage dahinschwand, drückte die Erinnerung an Kathinka mit Zentnerschwere auf seine Seele. Näher und näher kam der Moment, welchen sie ihm zu einer Zusammenkunft bestimmt gehabt hatte und er war ein Gefangener! Er konnte nicht zu ihr eilen, in ihre Arme fliegen

und ihre süßen Lippen mit Küssen bedecken. Wie lockend hatte ihm das Glück entgegengelächelt und nun — welch' grausenhafter Kontrast!

Halling war kaum im Stande, die Thränen zurückzuhalten, die sich ihm in's Auge drängten.

So kam die Nacht; an Schlaf war nicht zu denken; Halling verbrachte ihre ewig langen Stunden, indem er innerhalb eines kleinen Raumes, den er vorsichtig tastend abgemessen hatte, wie eine Schildwache auf und abschritt; das war das einzige Mittel, um der Kälte, die ihn marterte, einigermaßen Trotz zu bieten.

Auf die Nacht folgte ein Tag — wenn man unter solchen Verhältnissen überhaupt von Tag reden konnte — mit neuen Foltern. Halling war so erschöpft, daß seine Füße ihn kaum mehr trugen, er mußte sich öfter niedersetzen; auch von der Nahrung, die ihm so viel Ekel einflößte, mußte er wohl oder übel Gebrauch machen.

Als endlich der Augenblick gekommen war, wo der durch Grünstein an den Gefangenen gemahnte Polizeiinspektor Halling rufen ließ, war dieser bereits in einem Zustande, der in Krankheit übergehen mußte, wenn ihm nicht bald Rettung zu Theil wurde. Er hatte sich gefaßt gemacht auf eine barsche Behandlung und wurde daher äußerst überrascht durch die höfliche Manier, mit welcher der Polizeibeamte einige Fragen an ihn richtete.

Was er geantwortet hatte, dessen entsann er sich in der nächsten Minute schon nicht mehr, denn diese Minute gab ihm die Freiheit wieder.

Freiheit! Welch' ein berauschendes, Glückseligkeit ausströmendes Wort! Welcher Zauberklang für denjenigen, der, wenn auch nur für kurze Frist, beraubt war der Verfügung über sich selbst und ein Gegenstand geworden war, mit dem Andere nach ihrem Belieben verfahren konnten.

Halling befand sich auf der Straße, ehe er wußte, wie er dahin gekommen war; die rauhe Nachtluft, die er in vollen Zügen einsog, dünkte ihm balsamischer Frühlingshauch. Anfangs taumelte er mit unsicheren Schritten fort, bald aber kehrte seinen Gliedern die entflohene Kraft soweit zurück, daß er in rascher Wanderung seiner Wohnung zueilen konnte. Zwei Gedanken waren es, die ihn jetzt beseelten; der eine hieß Kathinka! Was mochte sie gelitten haben, da sie vergebens auf ihn wartete! Hatte sie Kunde von der Heimsuchung, deren Opfer er geworden war? Wie sollte er Mittel finden, um sie so schnell als möglich von seinen Erlebnissen zu verständigen?

Der zweite Gedanke galt Gregor. Halling war von Natur nicht rachsüchtig, aber gegen diesen Menschen, der ein so schändliches Spiel mit ihm getrieben, regte sich in seiner Brust ein unauslöschlicher Haß. Sollte der elende Verräther frei

und ungestraft bleiben? Sollte ihm seine Schandthat nicht vergolten werden?

Endlich war er bei seinem Hause angelangt; die Werkstatt war, wie er erwartet hatte, bereits geschlossen; er begab sich durch den Hausgang in den Hof; aus dem Fenster der kleinen Küche schimmerte ein Licht, er blickte hinein und sah seine alte Magd am Herd sitzen. Er klopfte an und nannte seinen Namen. Sogleich wurde ihm aufgethan und die Dienerin begrüßte ihn mit Freudenthränen. Kaum konnte sie Worte finden, um die Angst, die sie und die Gesellen um den Meister gehabt, auszumalen. Von den Gesellen, die sich nach beendigter Arbeit entfernt hatten, war noch keiner heimgekehrt, nur Gregor, der den ganzen Tag abwesend gewesen war, hatte sich vor einer halben Stunde zu Bette geschlichen.

Halling bat, nachdem er die Alte beruhigt, daß sie ihm etwas zu essen bereite, dann zündete er eine Lampe an, trat in sein kleines Zimmer, reinigte sich und legte andere Kleider an.

Mittlerweile hörte er, daß seine Arbeiter zurückkehrten; die Magd rief ihnen durch das Küchenfenster die frohe Botschaft zu und nun kamen sie, umringten Halling und bestürmten ihn mit Fragen. Es dauerte einige Zeit, bis er ihrer Theilnahme und Neugier genügt hatte; zugleich bestätigte man ihm, daß, wie er schon von dem Polizei-

inspektor gehört hatte, die Regentin gestürzt und Elisabeth Kaiserin geworden war. Das hatte jetzt für ihn nur untergeordnetes Interesse, die Hauptsache blieb, daß Gregor es wagte, noch unter seinem Dache zu schlafen; er pochte offenbar auf die Furcht, die er den übrigen Gesellen einflößte.

„Ich will den Burschen noch heute sehen, er soll etwas unsanft aus dem Schlafe gerüttelt werden," sagte Halling, „nur laßt mich vorher noch ein paar Bissen genießen und bleibt hier bei mir."

Eben brachte die Dienerin einige Eier; etwas Anderes war nicht mehr zu verschaffen; Halling setzte sich und aß, während seine Gesellen ihm heiter und lachend zusahen; nie glaubte er so köstlich getafelt zu haben; nachdem er dann auch seinen Durst aus dem Wasserkruge gelöscht, dessen Inhalt ihm mundete, als sei es der edelste Wein, stand er auf und rief: „Nun, Ihr wackern Leute, jetzt will ich den Verräther in seinem Neste aufstören und ein Strafgericht über ihn halten; ich bitte Euch hier zu warten, da ich ihn zunächst allein sprechen muß."

Halling's erste Absicht war gewesen, Gregor in Gegenwart seiner Mitgesellen aus dem Schlafe zu wecken und ihn dann sofort mit Schimpf und Schande aus dem Hause zu treiben, aber während er seine leiblichen Bedürfnisse befriedigte, kam er auf andere Gedanken; es fuhr ihm durch den Kopf,

daß Gregor vielleicht Kathinka in irgend einer Weise in's Spiel ziehen oder wenigstens ihren Namen nennen könne, daher war es besser, wenn die Scene, die nun folgen mußte, keine Zeugen hatte. Wie die Sache enden würde, das ließ sich kaum voraussehen.

Nachdem Halling vom Tisch aufgestanden war, trat er in die Küche, zündete eine Laterne an und begab sich, während die Gesellen in seinem Zimmer zurückblieben, in ein niedriges Hofgebäude, in welchem sich über einem Magazin eine geräumige Kammer befand.

Langsam stieg er die steile hölzerne Treppe hinauf, die Thür der Kammer war nur angelehnt und wich dem leisesten Drucke; er stellte die Laterne zur Seite auf den Ofen und schaute sich um; seine Blicke fielen sogleich auf Gregor; dieser hatte sich, ohne sich ganz zu entkleiden, auf einer der Lagerstätten ausgestreckt und schlief fest; sein Körper war nur halb verhüllt, die Füße, an denen er noch die Schuhe trug, hingen über den Rand des Bettes hinaus.

Halling trat ganz nahe herzu, kreuzte die Arme auf der Brust und betrachtete den Schläfer. Noch nie war ihm Gregor so häßlich erschienen; es war, als ob die ganze Verderbtheit und Rohheit, welche in diesem Menschen steckte, die Unterbrechung des Bewußtseins benutzt hätte, um herauszukriechen

aus ihren Schlupfwinkeln und sich ungehindert auf dem verzerrten Gesichte auszubreiten. Jeder Zug, jede Linie redete eine Sprache, die deutlicher war als Alles, was der Mund, dessen Unterlippe schlaff herunterhing, hätte vorbringen können. Die geschlossenen Augen waren eingesunken, als wollten sie in den dunklen Höhlen verschwinden. Das struppige Haar hing tief in die niedrige Stirn herein. Eine von Gregor's Händen lag zur Faust geballt auf der Decke, in die er sich gehüllt hatte. Halling wunderte sich jetzt, daß er seinen Widerwillen gegen Gregor so lange überwunden und den verrätherischen Gesellen bis jetzt in seiner Werkstatt behalten hatte; das Verlangen nach Rache, mit welchem er aus dem Polizeigefängniß nach Hause geeilt war, wurde nun fast durch den Abscheu, den ihm diese Kreatur einflößte, erstickt.

Mit einer heftigen Bewegung, zu der er sich selbst erst antreiben mußte, ergriff Halling plötzlich den Arm Gregor's und schüttelte ihn.

Gregor stieß einen dumpfen Laut aus und wendete sich um, ohne die Augen aufzumachen.

„Er hat sich gewiß berauscht niedergelegt," dachte Halling, „aber wenn er mich sieht, wird er wohl nüchtern werden." Noch einmal rüttelte er den Schläfer und zwar auf das derbste und mit seiner ganzen Kraft. Jetzt fuhr Gregor mit einem gewaltsamen Ruck empor, nahm, als Halling ihn

los ließ, eine sitzende Stellung an und starrte zu dem unwillkommenen Wecker mit verglasten Blicken hinüber; er erkannte Halling, aber sein Bewußtsein war, wie das umflorte Auge zeigte, noch etwas getrübt. Dieser Zustand ging indessen rasch vorüber; mit erschütternder Gewalt wirkte die Erscheinung Halling's auf Gregor's vom Schlaf und vom Trinken umnebeltes Gehirn, er kam völlig zu sich und er zeigte dies, indem er, aus dem Bette gleitend, sich mit den Füßen auf den Boden stellte; es schien, als wollte er sich zur Vertheidigung gegen einen Angriff rüsten.

„Verhalte Dich ruhig!“ sagte Halling ernst, ohne seine Stellung zu verändern. Gregor setzte sich auf den Rand seines Lagers nieder und bemühte sich, eine trotzige Sicherheit zur Schau zu tragen; er biß die Zähne übereinander und stemmte die Hände auf die Kniee, aber es gelang ihm nicht, seinen Schrecken zu verbergen; ein leises Zittern, an dem nicht nur die Kälte schuld war, beherrschte seinen Körper.

„Nun!“ begann Halling, „Du begrüßest mich ja gar nicht! Du solltest mich doch beglückwünschen, daß ich meine Freiheit wieder erlangt habe!“

Gregor antwortete nicht; mit scheuen Blicken sah er in der Kammer umher und überzeugte sich, daß er mit Halling allein sei; die Betten der übrigen Gesellen waren noch leer. Halling ent-

ging dieses Herumspähen Gregor's nicht, er glaubte, derselbe denke vielleicht daran, ihm zu entfliehen, und rief daher: „Spare Dir die Mühe, einen Fluchtversuch zu machen, ich werde Dich nicht eher entwischen lassen, als bis ich es an der Zeit finde.“

„Wer denkt an Flucht?“ murmelte Gregor. „Warum sollte ich, halb angekleidet wie ich bin, davon laufen? Ich weiß gar nicht, was Ihr von mir wollt und warum Ihr mich im Schlafe gestört habt.“

„Das weißt Du nicht?“ fiel Halling ein, „dann bist Du offenbar noch nicht ganz bei Sinnen.“

„Ich sehe, daß man Euch aus dem Polizeigefängnisse entlassen hat; warum, das weiß ich nicht und das geht mich auch nichts an,“ entgegnete Gregor.

„Was quälst Du Dich ab,“ versetzte Halling, „mich durch Frechheit über Deine Bestürzung zu täuschen, ich lese die Angst, deren Beute Du bist, auf Deinem Gesicht, Du fürchtest Dich so sehr, daß Du mich mit Deinen Blicken ermorden würdest, wenn Du es könntest.“

„Was hätte ich denn von Euch zu besorgen?“ brummte Gregor, indem er versuchte, durch Achselzucken seine Gleichgiltigkeit kund zu geben.

„Das magst Du Dir selber ausmalen,“ sagte Halling, „ich will Dich nur daran erinnern, daß

Du an mir einen Schurkenstreich verübt hast, da Du mich der Polizei als Verschwörer verriethest, obwohl Du von meiner Unschuld überzeugt sein mußtest."

„Eure Unschuld? Ich habe mich an die Beweise gehalten, die ich bei Euch fand; daß ich Euch anzeigte, war meine Pflicht, wollte ich nicht selbst zum Verbrecher werden."

„Erbärmliche Ausflüchte! Aber wisse, Elender, daß Du in Deinem eigenen Netz gefangen sitzest. Die Großfürstin Elisabeth, um deren willen Du mich in die Gewalt der Polizei geliefert hast, ist jetzt Kaiserin, gegen Sie hast Du ein Verbrechen begangen, indem Du mich verriethest! Verstehst Du nun, welches Schicksal ich Dir bereiten kann?"

„Nein!" stammelte Gregor, und dieses Nein klang wie ein heimliches Ja. „Was geht es uns an, wer Kaiserin ist, wir sind arme Leute, Ihr auch, obwohl Ihr Meister seid! Was weiß die Kaiserin von Euch und von mir!"

„Von mir weiß sie allerdings!" sagte Halling mit einer gewissen Feierlichkeit, „ich bin der Kaiserin nicht unbekannt, zweimal hat sie mit mir gesprochen, als sie noch Großfürstin war, und wenn ich heute mich an sie wende, ihr erzähle, was mir geschehen ist und wie man mich behandelt hat, dann würde ich die Genugthuung haben,

Dich als Hochverräther bestraft zu sehen! Mehr verlangt meine Rache nicht!"

Halling's Worte machten einen tiefen Eindruck auf Gregor; zwar versuchte er noch, ungläubig und gleichgiltig zu erscheinen, aber er war dieser Rolle nicht mehr gewachsen und mit entstellter Stimme brachte er die Erwiederung hervor: „Die Kaiserin hat mehr zu thun, als Euch anzuhören, sie wird Euch nicht vorlassen."

„Das ist meine Sorge," versetzte Halling, „und ich bin meiner Sache gewiß, wie Du bald zu Deinem Schrecken erfahren wirst." Halling, der Gregor fortwährend aufmerksam beobachtete, bemerkte jetzt, daß dieser den Kopf wie lauschend nach der Thür hinwendete; vielleicht wollte er sich überzeugen, ob die anderen Gesellen in der Nähe waren, um auf ein von Halling gegebenes Zeichen hereinzueilen, vielleicht hatte er andere Absichten im Sinne. Halling war auf seiner Hut, denn er war überzeugt, daß ein Charakter wie Gregor nicht vor einem Verbrechen zurückscheuen würde, wenn er hoffen konnte, Vortheil daraus zu ziehen; er folgte daher jeder Bewegung des Gesellen, damit er sich im Momente einer drohenden Gefahr sogleich auf ihn stürzen könne.

Aber wenn auch Gregor dem Gedanken an eine finstere That zugänglich gewesen wäre, durch die er sich des drohenden Rächers hätte entledigen

mögen, es fehlten ihm die Mittel zur Ausführung. Er hatte keine Waffe, kein Werkzeug in seinem Bereiche und er kannte Halling's überlegene Kraft zu gut, um nicht zu wissen, daß er in einem Kampfe Mann gegen Mann unfehlbar unterliegen müsse. Seine Ideen schlugen denn auch eine andere Richtung ein; für den Augenblick war er im Nachtheil, ja sein Verderben stand deutlich vor ihm, nur List konnte ihn retten, die Hauptsache war, Zeit zu gewinnen, und Halling durch reuevolle Zerknirschung zu täuschen. Mit einem Geschrei, das einem thierischen Winseln ähnlich war, ließ sich Gregor plötzlich auf die Kniee fallen, rutschte bis vor Halling hin und jammerte, die gefalteten Hände zu ihm emporstreckend: „Um der heiligen Mutter Gottes willen, habt Erbarmen, Meister, und laßt mich nicht entgelten, was ich an Euch gefehlt habe, ich schwöre Euch, ich bin nicht so schlecht und verworfen, wie Ihr denkt!“

„Ah!“ murmelte Halling, einen Schritt zurücktretend, „bist Du am Ende mit Deiner Keckheit? Siehst Du ein, daß Du mich um Vergebung und Gnade anflehen mußt?“

„Ja, Gnade, Vergebung!“ wimmerte Gregor. „Ihr seid großmüthig, Ihr könnt nicht grausam sein! Was nützt es Euch, wenn Ihr mich in's Unglück bringt? Ihr habt das Gefängniß überstanden, Ihr seid frei und glücklich, oder Ihr

werdet wohl glücklich werden; laßt mich denn meiner Wege ziehen, ich gelobe Euch beim allmächtigen Gott, ich werde Euch niemals mehr unter die Augen treten!"

„Ich bezweifle nicht, Du erbärmlicher Wicht," rief Halling, „daß Du Wort halten würdest, aber so leichten Kaufs kommst Du mir nicht davon."

„Was wollt Ihr denn mit mir beginnen? Wollt Ihr mich also doch das, wozu der Leichtsinn mich trieb, büßen lassen —"

„Du lügst, Bursche! Leichtsinnig magst Du sein, aber mir gegenüber hast Du mit Vorbedacht, mit boshafter Tücke gehandelt!"

„Ja, Ihr habt Recht, Alles was Ihr sagt, ist wahr, aber bedenkt auch, was mich verleitete. Es war die Liebe, die schrecklichste Leidenschaft!"

„Die Liebe!" fiel Halling finster ein. „Du entweihst dieses Wort, indem Du es zwischen Deine unsauberen Lippen nimmst!"

„Es ist aber doch so, beim Himmel, es ist so," stöhnte Gregor, sich mit den Händen vor die Stirne schlagend, „ich war besessen, der Satan hatte mich verblendet; das schöne Mädchen —"

„Besudle sie nicht mit Deinen Reden!"

„Aber Ihr müßt doch hören, wie Alles zusammenhängt! Was kann ich dafür, daß ich Kathinka sehen mußte und daß ich sie nicht mehr vergessen konnte! Meint Ihr, weil ich häßlich und

arm bin, ich hätte keine Augen und kein Herz im Leibe? Mich verzehrte die Liebe, ich war krank!"

„Steh auf!" befahl Halling, den das Schauspiel anekelte, welches der sich im Staube windende Verräther bot, „steh auf und setze Dich auf Dein Bett, dann magst Du mir antworten auf meine Fragen."

Gregor gehorchte; schon fing er an, seiner Angst, die nur zum kleinsten Theil geheuchelt war, Herr zu werden und zu hoffen, es werde ihm gelingen, Halling zu erweichen. Sich auf sein Lager setzend, zog er zugleich seine Jacke an und dann fuhr er fort: „Was es sei, ich werde Euch nichts verhehlen, ich werde Euch Rede stehen und Ihr werdet erkennen, daß ich mich zwar schwer an Euch vergangen habe, aber daß Euch nichts widerfahren ist, was nicht wieder gut zu machen wäre."

„Das ist jedenfalls nicht Dein Verdienst! Bekenne mir jetzt, in welcher Weise Du mit Frau Kerner verkehrt hast!"

„Ich brachte Ihr Nachrichten über Euch."

„Wie gelang es Dir aber, Dich in ihr Vertrauen zu schleichen?"

„Auf einem Volksfeste hatte ich ihr schönes Töchterlein gesehen, ich entdeckte leicht die Wohnung und sah zugleich, daß Ihr Euch Kathinka zu nähern suchtet. Das entflammte mich und reizte mich, ich spürte Euch nach und als ich Ge-

wißheit hatte, daß Ihr Euch öfter mit Kathinka trafet, drängte ich mich an die Mutter und erregte ihren Argwohn. Sie haßte Euch, es kostete mich daher nicht viel Mühe, mich der Frau gefällig zu zeigen."

„Und Deine Gefälligkeit bestand darin, daß Du mich verleumdetest?"

„Ich darf es nicht bestreiten; ich benutzte die Umstände, welche mit Euerer Krankheit im Zusammenhange standen, um Euch als treulos und leichtfertig zu schildern; Ihr hattet eine Wunde an der Hand mit einem feinen Damentuche verbunden, das war ein werthvolles Zeugniß für Frau Kerner, sie gebrauchte es, um das Band, welches ihre Tochter an Euch fesselte, zu zerreißen."

„Welch beispiellose Niederträchtigkeit!" knirschte Halling, dessen sich eine so furchtbare Empörung bemächtigte, daß er kaum im Stande war, sich zu fassen, um Gregor weiter anzuhören. Der letztere wurde sich bewußt, eine Unklugheit begangen zu haben und um Halling's hochauflodernden Zorn zu beschwichtigen, beeilte er sich, einzulenken: „Ich leugne nicht," fügte er rasch hinzu, „es war ein niederträchtiger Streich, aber seht, er hat Euch ja nichts geschadet! Hat nicht Kathinka trotz des Bösen, das man Euch nachsagte, fest an Euch gehalten, hat sie nicht alle Erfindungen ihrer Mutter zu Schanden gemacht und die Prüfung

glänzend bestanden? Nun habt Ihr doch die Ueberzeugung, daß nichts ihre Treue und Liebe zu Euch erschüttern kann."

„Und dafür soll ich Dir am Ende noch danken! Das Maß Deiner Schändlichkeiten ist zum Ueberlaufen voll, es ist hohe Zeit, daß ich Abrechnung mit Dir halte!"

Gregor antwortete nicht gleich; er fühlte recht wohl, daß er es nicht wagen durfte, Halling von der Zusammenkunft, die er selbst mit Kathinka gehabt, zu erzählen; die leiseste Andeutung über jene Scene, die in dem Hinterzimmer der Branntweinschenke stattgehabt hatte und wo Kathinka nur durch das plötzliche Dazwischentreten ihrer Amme vor thätlichen Insulten geschützt worden war, mußte hinreichen, Halling in Raserei zu versetzen. Gregor hielt es für das Klügste, die Vergangenheit ganz bei Seite zu lassen und zu versuchen, ob durch Anerbietungen und Versprechungen Halling zu einem Vergleich zu bewegen sei. „Auf mich allein," murmelte er, „müßt Ihr nicht allen Groll wälzen, auch Frau Kerner gebührt ein Theil davon; wäre sie Euerer Liebe zu Kathinka nicht hinderlich gewesen, dann hätte ja all das Schlimme sich nicht ereignen können. Aber seht, Meister, so wie ich Euch früher bei der Frau zu schaden trachtete, so will ich Euch jetzt dienen; darum ist es gut, daß ich bei Kathinka's Mutter etwas gelte,

sie hat früher auf mich gehört, sie wird auch jetzt auf mich hören, ich werde ihr sagen, wie thöricht und strafwürdig sie gehandelt hat, da sie ihre Tochter von Euch losreißen wollte. Sie wird zur Vernunft kommen und wenn sie vernimmt, daß Ihr bei der Kaiserin in Gnaden steht, dann wird sie Euch noch bitten, ihr Töchterlein zu heirathen! Sprecht nur ein Wort, Meister, daß ich weiß, ob Ihr zufrieden seid und mich nicht mehr verfolgen werdet!"

Halling schüttelte den Kopf, indem er kalt entgegnete: „Deine Dienste brauche ich nicht, Du bist ein zu schmutziges Werkzeug, als daß ich Dich verwenden könnte. Du kannst nichts, gar nichts wieder gut machen, Du mußt die Strafe erleiden, die Du verdient hast."

„Meister, was wollt Ihr beginnen?" rief Gregor verzweifelnd, da er erkannte, daß er vergeblich all seine Schlauheit aufgeboten hatte, „Meister, wollt Ihr mich der Polizei übergeben? Das könnt Ihr nicht, Ihr seid zu weichherzig dazu, Ihr werdet nicht meinen Tod verursachen, weil Ihr meinetwegen ein paar Stunden im Gefängniß gesessen habt! Soll ich deshalb sterben! Denn wenn man mich nach Sibirien schleppt, werde ich sterben, auch wenn man mich vorher nicht mit der Knute mißhandelt! Ihr könnt nicht so grausam sein, Ihr seid ja ein Deutscher!"

„Was mit Dir geschieht, das geht mich nichts an! Wenn man Dich verurtheilt, so dulde Deine Strafe, Du hast es nicht anders gewollt."

Auf Gregor wirkten diese letzten Worte Halling's, die einen unabänderlichen Beschluß anzukündigen schienen, wie ein eiskaltes Bad; er zuckte zusammen und seine Zähne schlugen hörbar aneinander. Er mußte sich für verloren halten; wenn Halling seine Absicht ausführte, gab es keine Rettung mehr für ihn. Was blieb da noch übrig? Sich in sein Schicksal zu ergeben, das fiel ihm nicht ein, dazu war es immer noch Zeit. Mit wild rollenden Augen stierte er um sich her, Todesangst und kochende Wuth beherrschten gleichzeitig sein Inneres.

Halling war übrigens noch keineswegs mit sich im Reinen; das Verlangen, Gregor eine Buße aufzuerlegen, war noch so lebhaft wie früher in ihm, doch hatte er noch das geeignete Mittel nicht finden können; er war nicht grausam genug, Gregor's Verderben zu wollen, auch hatte er keine Lust, sich der Kaiserin, die ihm schon als Großfürstin so viel Unheil gebracht hatte, wieder zu zeigen. Als er nun sah, daß Gregor wirklich das Aeußerste fürchtete, dachte er, ihn jetzt bei dieser Furcht zu lassen und sich bis zum nächsten Tage zu überlegen, was er mit ihm anfange. In diesem Falle hätte er, um Gregor's Entweichen zu ver-

hindern, ihn mit den andern Gesellen, die jetzt in Halling's Zimmer warteten, während der Nacht einschließen müssen.

Während Halling dies bei sich erwog, saß Gregor zusammengeknickt auf dem Bett, seine Hände tasteten mechanisch herum und packten endlich ein kleines Polster, auf dem sein Kopf geruht hatte. Halling sah diese Bewegung und wurde zugleich gewahr, daß Gregor sich langsam aufrichtete. In der nächsten Sekunde schon sah er nichts mehr, Gregor hatte mit einer blitzschnellen Bewegung das Polster nach der auf dem Ofen stehenden Laterne geschleudert, die letztere stürzte gut getroffen auf den Boden und verlöschte; dicke Finsterniß hüllte Halling und Gregor ein. Der erstere war so überrascht, daß er einen Moment regungslos stehen blieb, Gregor dagegen sprang auf die Thür zu, erreichte sie glücklich und zog, nachdem er sie hinter sich zugeworfen, den draußen steckenden Schlüssel ab.

Als Halling wie aus einem Traum auffahrend dem Flüchtling nacheilen wollte, war es schon zu spät; er hörte Gregor die Treppe hinunterpoltern, darauf wurde Alles ruhig; er war überlistet und für den Augenblick wenigstens gefangen. Zwar brauchte er nur ein Fenster zu öffnen und zu rufen, um sofort durch seine Gesellen befreit zu werden, aber seine Lage blieb immer eine beschä-

mende und auf jeden Fall war Gregor jetzt ohne die Polizei nicht mehr wiederzufinden.

Indeß Halling einige Minuten verstreichen ließ, ehe er sich entschloß, durch ein nach dem Hof führendes Fenster ein Lebenszeichen von sich zu geben, war Gregor schon auf der Straße angelangt und fragte sich, wohin er seine Schritte wenden solle. Kälte und Schnee machten es wünschenswerth, sobald als möglich ein Obdach zu finden, er beschloß daher, die Nacht in einer Schenke zuzubringen, wo er schon hier und da einen Rausch ausgeschlafen hatte. Die Entfernung, welche ihn von diesem Nachtquartier trennte, war bald zurückgelegt und an Ort und Stelle angekommen, stärkte er sich noch durch einen Trunk, ehe er sich zur Ruhe begab.

Obwohl sein Lager an Bequemlichkeit viel zu wünschen übrig ließ, schlief er dennoch nicht schlecht; der angenehme Gedanke, daß er Halling überlistet hatte und demselben entronnen war, begleitete ihn in das Land der Träume hinüber. Als er am Morgen erwachte, bemächtigte sich seiner die Sorge, daß Halling vielleicht bald seine gegen ihn ausgestoßene Drohung wahr machen würde, er sehnte sich daher, Petersburg verlassen zu können, damit man ihn nicht mehr so leicht auffinde, aber es fehlte ihm an Geld. Um sich dieses zu verschaffen, wollte er Frau Kerner aufsuchen und derselben

bei dieser Gelegenheit Mittheilungen über Halling machen.

Als er eine halbe Stunde später in dem kleinen Stübchen neben dem Laden eintrat, wo er schon öfter von Frau Kerner empfangen worden war, erfuhr er zwei schreckliche Neuigkeiten: den Tod Kerner's und das Verschwinden Kathinka's. Nach dem Wesen und Benehmen der Frau Kerner zu schließen, ging ihr das zweite näher als das erste, auch Gregor, dessen wüste Leidenschaft für das schöne Mädchen noch fortglühte, war betroffen. Er sprach keine Vermuthung aus, doch fiel es ihm ein, daß sich aus dem Ereigniß, wenn es nicht bald aufgeklärt würde, eine Waffe gegen Halling schmieden lasse; man konnte ihn anklagen, er habe das Mädchen, dessen Hand ihm die Mutter verweigerte, entführt und halte sie verborgen. Er war schon im Begriff, Frau Kerner seinen Plan zu entwickeln, als diese ihm das Wort abschnitt. „Ich habe einen Verdacht," sagte sie „und wir wollen uns darüber Gewißheit holen; das Leben hat Kathinka sich schwerlich genommen; warum sollte sie auch? Aber sie wird sich verborgen halten wollen, um nicht zur Heirath mit Grünstein gezwungen werden zu können. Ihr Versteck müssen wir auskundschaften und dazu könntet Ihr, Gregor, mir behilflich sein."

Gregor hätte nichts willkommener sein können.

als ein solcher Auftrag, der sich mit seinen übrigen Absichten auf das beste vereinigen ließ, er erklärte sich sofort bereit, die Spuren Kathinka's zu verfolgen. Noch war seine Berathung mit Frau Kerner nicht beendet, als Generalmajor Grünstein erschien; dieser hielt sich jedoch, wie wir schon erzählt haben, nicht länger auf, als bis er von den traurigen Begebenheiten unterrichtet worden war.

Achtes Capitel.

Ein Duell.

In ganz Petersburg gab es während der ersten Zeit nach der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth schwerlich einen glücklicheren Mann als den Herrn Marquis de la Chétardie. Es liegt in der menschlichen Natur, daß keine Gabe des Zufalls, mag sie noch so glänzend und bestechend sein, dem, welchem Sie zu Theil wird, ebenso große Freude bereiten kann, wie irgend ein Vortheil, irgend ein Erfolg, den man der eigenen Kraft verdankt. Was einem wie vom Himmel herab in die Hände fällt, das kann überraschen und betäuben, wahrhafte Befriedigung aber gewährt nur das Resultat eigener Anstrengungen. Dem Marquis war es daher nicht im mindesten zu verargen, wenn er sich in stolzer selbstzufriedener Stimmung befand; er hatte seiner Ansicht nach ein Meisterstück vollbracht, er war die Hauptperson gewesen bei der Verschwörung, welche die

Regentin gestürzt und die Großfürstin mit der Krone beschenkt hatte. Nicht sein Geld allein, oder vielmehr das Geld seiner Regierung hatte mitgewirkt, er selbst, sein Rath, sein persönlicher Einfluß, der moralische Halt, den er den Verschwörern gewährte, hatten den Ausschlag gegeben. Ohne ihn hätten weder Lestocq, noch Grünstein, noch Elisabeth etwas auszurichten vermocht. Er wiegte sich mit Behagen in der Erinnerung an die einzelnen Momente der Katastrophe, er verweilte bei jedem einzelnen Schritt, den er gethan, er lobte die Umsicht, die diplomatische Feinheit, mit der er Alles eingefädelt und geleitet hatte und er gedachte des Muthes, den er in der Nacht in Katharinenhof gezeigt, wo er sich den Kugeln der Soldaten Potapoff's ausgesetzt hatte.

Mit Vorstellungen dieser Art beschäftigt finden wir den Marquis eines Morgens in seinem Kabinet in einem Lehnsessel vor seinem Schreibtisch ruhend. Draußen herrschte bereits der Winter mit seiner ganzen Strenge, fußhoher Schnee bedeckte die Straßen, und eine grimmige Kälte machte einen längeren Aufenthalt im Freien lästig. Ein tüchtiges Feuer im Kamin, dicke Teppiche und wohl verschlossene Fenster boten in den vier Wänden des Marquis der Unbill der Jahreszeit Trotz und Bequemlichkeit und Wohlsein verbreitete sich um ihn in Hülle und Fülle.

Er hielt in einer Hand ein mit Brillanten eingefaßtes Portrait, welches er lächelnd betrachtete; es war das Bild der Kaiserin, das sie ihm als dem eifrigen Förderer ihrer Sache verehrt hatte. Mit Kennerblicken prüfte er die schönen Züge, die vollendeten Formen der Fürstin und vertiefte sich in das Beschauen der Reize, deren Besitzerin ihm in so außerordentlichem Maße verpflichtet war. Für den Anfang konnte er die ihm gebotenen Gnadenbezeigungen als genügend hinnehmen, außer dem Portrait war ihm auch noch ein hoher Orden verliehen worden und mündlich hatte die Kaiserin ihn ihrer unwandelbaren Huld versichert. Aber es war eben doch nur der Anfang, der für die Zukunft mehr versprechen mußte; er malte sich die Rolle aus, die er am Hofe der Kaiserin zu spielen haben würde und sagte sich, daß seine Stellung so bedeutungsvoll, so vielverheißend geworden sei, wie sie noch nie der Vertreter einer auswärtigen Macht errungen hatte; sein Wort und seine Meinung mußten in die Geschicke Europa's, insofern das mächtige Rußland mitzureden hatte, entscheidend eingreifen; er war es, der es durchsetzen würde, daß das nach dem Regierungsantritt Maria Theresia's vielbedrängte Oesterreich außer Frankreich auch Rußland zu seinen Feinden zählen sollte. Dabei verlor er sich in weittragende Berechnungen und kostete im Voraus glänzende Triumphe, als

ob seinen Ideen und Absichten die Unfehlbarkeit gegeben gewesen wäre.

Nachdem er sich eine Weile in mehr und mehr undiplomatischen Phantasien gewiegt hatte, legte er das Portrait wieder auf seinen Schreibtisch; bei dieser Bewegung streifte seine Hand einen dort sich befindenden Brief; derselbe war geöffnet und der Inhalt war dem Marquis schon bekannt. Indessen griff er noch einmal danach und überflog die wenigen Zeilen, welche das Blatt bedeckten. „Eine sonderbare Geschichte!" sprach er dann vor sich hin. „Wenn ich es genau überlege, läßt es sich eigentlich nicht mit meiner Position vereinigen, daß ich dieser Aufforderung willfahre. Graf Maximilian Ostermann hat einen Ehrenhandel mit Lestocq und ich soll ihm dabei sekundiren! Warum gerade ich? Hat der junge Mann nicht Freunde genug, die ihm diesen Dienst leisten könnten? Bittet man einen Gesandten um so etwas? Jedenfalls sollte ich doch die Veranlassung kennen, bis jetzt aber macht der Graf mir ein Geheimniß daraus. Lestocq ist kein Heißsporn, der sich um einer Kleinigkeit willen schlüge; die beiden Gegner gehören zu derselben Partei, waren beide Mitglieder der Verschwörung und stehen sich am Hofe nicht im Wege, was zum Teufel steckt also dahinter?"

Ungeduldig warf der Marquis den Brief wie-

der hin; er hatte denselben am vorigen Tage erhalten und noch nichts darauf geantwortet, da Zeit und Ort des Duells nicht angegeben waren. Maximilian hatte hinzugefügt, er werde hierüber dem Herrn Marquis am folgenden Tage Mittheilungen machen, dieser konnte also jeden Moment auf den Besuch des Grafen gefaßt sein und noch immer war er nicht mit sich im Reinen, was er thun solle. Am besten, dachte er, werde es sein, wenn er seinen Entschluß hinausschiebe, bis Maximilian sich direkt an ihn wendete.

Er stand auf, machte ein paar Gänge durch das Zimmer und sann nach, unter welcher Form sich das Verlangen am besten ablehnen ließe.

Noch hatte er sein Kabinet kaum ein halbes Dutzend Mal durchmessen, als ein Kammerdiener eintrat mit der Meldung, der Graf Ostermann lasse anfragen, ob der Herr Marquis geneigt sei, ihn zu empfangen.

„Also jetzt gilt's!“ dachte der Marquis und befahl, den Grafen hereinzuführen. „Zuerst soll er mir Rede stehen und mich aufklären, darauf werde ich erwägen, wie ich mich zu benehmen habe.“

Schon öffnete sich die Thür, um Maximilian, der indessen in einem Vorzimmer seinen Pelz abgelegt hatte, einzulassen; sein Gesicht war noch etwas von der Kälte geröthet und der bereifte Schnurrbart hing

ihm feucht über die Lippen; er wollte sich heiter und unbefangen zeigen, aber dem Marquis entging es nicht, daß er düsterer und sorgenvoller als sonst war.

Nachdem sie sich begrüßt hatten, lud der Marquis den Grafen ein, sich zu ihm auf den Divan zu setzen, machte zugleich eine Bemerkung über die scharfe Kälte und fragte, ob Maximilian im Schlitten oder zu Fuß gekommen sei.

„Zu Fuß, Herr Marquis," entgegnete Maximilian, „meine Wohnung ist ja nicht weit von hier entfernt und ich scheue den Frost nicht, ich bin an unser Klima gewöhnt."

„In Paris," antwortete der Marquis, „würde man über ein solches Klima verzweifeln, ja man würde eine Kalamität darin sehen, eine Heimsuchung."

„Des Russen Element," fiel Maximilian ein, „ist Schnee und Eis und ich freue mich, nachdem ich im Süden von Europa den Winter, der keiner ist, kennen gelernt habe, wieder einen Frost zu erleben, bei dem man Eispaläste gleich jenem, in welchem der Fürst Galitzin seine Hochzeit feiern mußte, würde bauen können.*) Sollte Ihnen,

*) Die Begebenheit, auf welche Graf Maximilian hier anspielte, trug sich zu im Winter 1740, unter der Regierung der Kaiserin Anna Iwanowna (Tante der Regentin Anna Karlowna, gestorben am 28. Nov. 1740.) Jener Fürst Galitzin

Herr Marquis, etwa die Kälte Besorgniß gegen einen Gang in's Freie einflößen, so lassen Sie Ihren wohlverwahrten Schlitten anspannen und hüllen Sie sich in Ihren Pelz, wir werden bei meinem Hause angelangt sein, ehe Sie noch Zeit gehabt haben, zu frieren."

---

war während einer Reise im Ausland in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurückgekehrt und wurde deshalb nach seiner Rückkehr, obwohl er bereits nahe an vierzig Jahre alt war, zum Pagen degradirt. Seine Gattin starb und die Kaiserin Anna zwang ihn, sich nun mit einem Mädchen von niedrigster Herkunft zu vermählen und bestritt die Kosten der Hochzeit. Man führte einen Palast von Eis auf, alle Möbel, alle Zierrathen waren aus demselben Material, desgleichen vier Kanonen und zwei Mörser, die vor dem Palaste aufgestellt waren und aus denen mehrere Schüsse abgefeuert wurden, ohne daß sie zersprangen, freilich waren die Geschütze im Innern mit einer Kapsel von Eisenblech versehen. Der Hochzeitszug, aus dreihundert Personen bestehend, bewegte sich bei dem Palaste der Kaiserin vorüber und dann durch die Hauptstraßen von Petersburg. Die beiden Neuvermählten erschienen zuerst, und zwar in einen großen Käfig eingesperrt, der auf dem Rücken eines Elephanten befestigt war. Einige der Gäste wurden von Kameelen getragen, die Uebrigen zu Zwei und Zwei in Schlitten vertheilt, die von Rennthieren, Ochsen, Hunden, Böcken und sogar Schweinen gezogen wurden. Die Hochzeitsmahlzeit war in einer Reitbahn angerichtet. Nach der Mahlzeit folgte ein Ball, worauf die beiden Gatten unter Artilleriesalven in den Eispalast geleitet wurden; Wachen wurden vor den Thüren aufgestellt, um sie zu verhindern, den Palast vor Beginn des nächsten Tages zu verlassen.

„Sie wollen damit sagen, daß Sie gekommen sind, mich abzuholen?“

„Allerdings, Herr Marquis. Auf den Brief, in welchem ich Sie bat mir in einem unvermeidlich gewordenen Zweikampf als Zeuge zu dienen, erwiderten Sie mir nichts; dieses Schweigen galt mir als Zustimmung. Sollte ich mich geirrt haben?“

„Das nicht, mein junger Freund. Ich beantwortete Ihren Brief nicht, weil ich voraussetzte, daß Sie mich noch vorher von der Ursache Ihres Konfliktes mit Herrn Lestocq, den ich nicht weniger schätze und achte als Sie, in Kenntniß setzen würden.“

„Wenn ich mich aber weigern müßte, etwas darüber mitzutheilen?“

„Das können und werden Sie nicht, das wäre gegen den Gebrauch, die Zeugen eines Duells müssen wissen, weshalb dasselbe stattfindet, da es ihre Pflicht ist, wo möglich einen Ausgleich herbeizuführen.“

„Ich wiederhole noch einmal,“ versetzte Maximilian, „daß an eine Versöhnung nicht zu denken ist, zwischen mir und Herrn Lestocq müssen die Waffen entscheiden; wollten Sie den letzteren fragen, er würde dasselbe äußern.“

„Nicht mit Herrn Lestocq, sondern mit Ihnen habe ich es zu thun,“ bemerkte der Marquis, „und

das Geheimniß, mit welchem Sie die Sache umgeben, gefällt mir um so weniger, als ich es seltsam finde, daß Sie gerade mir die Ehre erweisen, mich zu Ihrem Zeugen oder Sekundanten zu wählen."

Maximilian hatte erwartet, daß der Marquis diese Fragen an ihn richten werde; die Wahrheit konnte und wollte er nicht berichten, er mußte daher zu Ausflüchten greifen und darauf hatte er sich denn auch vorbereitet. Ein Gefühl von Scham war es, das ihn abhielt, einzugestehen, er sei eifersüchtig auf Lestocq und gönne diesem nicht die freundschaftlichen Beziehungen zu Julie von Mengden, welcher er sich selbst fast gewaltsam wieder zu nähern versucht hatte; überhaupt tauchte in Maximilian das dunkle Bewußtsein auf, daß die ganze Angelegenheit ihm nicht zur Ehre gereiche; er mochte nicht gern an seine letzte Begegnung mit Julie und an Alles das, was darauf gefolgt war, denken und noch weniger mochte er dem Marquis erklären, daß er durch seine Weigerung, die von Julie an ihn gerichteten Briefe herauszugeben, die Veranfslaung zum Zweikampf herbeigeführt hatte; er wünschte dem Marquis gegenüber durchaus ritterlich zu erscheinen, wenn er auch nicht besorgte, daß durch den letzteren die Marquise mehr von seinen Geheimnissen erfahren würde, als ihm lieb gewesen wäre. Weshalb

wählte er aber nicht statt des Marquis einen anderen Zeugen? Das hatte seinen guten Grund; Maximilian war es einige Male so vorgekommen, als sei der Marquis bezüglich seiner Besuche bei der Marquise nicht mehr ganz so gleichgiltig wie früher, auch die Marquise hatte sich ängstlich gezeigt und Maximilian dringend zur Vorsicht gemahnt, daher beschloß dieser das Duell zu benutzen, um den Marquis, falls derselbe etwa Argwohn geschöpft haben sollte, vollkommen sicher zu machen und ihn auf falsche Fährte zu leiten.

„Sie verlangen zu wissen,“ sagte Maximilian jetzt, „was mich zwingt, mich mit Herrn Lestocq zu schlagen und Sie haben das Recht, diese Auskunft von mir zu fordern; auf der anderen Seite aber werden Sie mir zugestehen, daß ich Ihnen nur im Allgemeinen die Ursache des Konfliktes bezeichne, ohne mich in Details einzulassen und ohne andere Personen zu nennen, welche von der Sache berührt werden. So erfahren Sie denn, daß ich im Begriffe stand, mich zu vermählen, als mir Schwierigkeiten bereitet wurden, deren Urheberschaft ich Herrn Lestocq zuschreiben muß; ich stellte Herrn Lestocq wegen seines Verhaltens zur Rede, worauf er meinen Wünschen zuvorkommend, mir durch den Generalmajor Grünstein eine Herausforderung schickte.“

„Sie wollten sich vermählen?“ entgegnete der

Marquis mit etwas ungläubiger Miene. „Und davon durfte Niemand etwas wissen?"

„Die gefährlichen Verwicklungen am Hofe," fuhr Maximilian fort, „machten es mir zur Pflicht, so lange zu schweigen, bis der drohende Sturm vorüber war; mit Ungeduld erwartete ich den Moment, wo ich keine Hindernisse mehr zu besiegen haben würde, da durchkreuzte plötzlich Lestocq meine Absichten. Er besitzt großen Einfluß, ich bin ihm gegenüber ohnmächtig, mir bleibt daher nichts übrig, als meine Genugthuung durch das Duell zu nehmen."

„Der Degen wird Ihre Waffe sein?"

„Ja, Herr Marquis; ich darf wohl erwähnen, daß ich ein leidlich geschickter Fechter bin; ich werde Herrn Lestocq zu tödten versuchen. Für den Fall, daß mir ein Unglück begegnet, was ja nicht unmöglich ist, habe ich Sie, Herr Marquis, um einen letzten Dienst zu bitten und eben dieses Dienstes wegen habe ich mich gerade an Sie gewendet, mit dem Ersuchen, bei dem Zweikampfe zugegen zu sein."

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen," antwortete der Marquis, „aber ich erkläre, daß ich Alles aufbieten werde, um einen Vergleich zu Stande zu bringen."

„Ihre Mühe wird vergeblich sein."

„Warten wir das ab; gerade die Hoffnung,

daß es mir doch noch gelingen werde, das Duell zu verhindern, bestimmt mich, Ihren Antrag anzunehmen. Sagen Sie mir, wann der Moment da ist, zu gehen."

„Wir können uns sogleich nach meiner Wohnung begeben, Herr Marquis, damit wir noch einige Zeit vor Herrn Lestocq dort eintreffen."

Der Marquis erhob sich, klingelte und befahl, daß man ihm seinen Pelz bringe, darauf sagte er zu Maximilian: „Ich will Ihrem Beispiele folgen, wir wollen die kurze Strecke zu Fuß zurücklegen."

Ein paar Minuten später schritten die beiden Herren nebeneinander rasch auf der Straße dahin; der fest gefrorene Schnee knarrte unter ihren Füßen, die scharfe Kälte röthete ihre Gesichter; wer im Freien zu thun hatte, beeilte sich, weiter zu kommen; an gemüthliches Fortschlendern war nicht zu denken. Glücklicherweise hatten der Marquis und Maximilian bald ihr Ziel, die Wohnung des letzteren, erreicht; in dem größten Zimmer derselben waren schon einige Zurichtungen getroffen; von Möbeln stand nichts darin, als ein Divan; das Zimmer war nicht übermäßig geheizt, wärmer war es in einem anstoßenden Kabinet; hier machte der Marquis es sich bequem, während Maximilian auf und ab schritt, um die Biegsamkeit seiner in der freien Luft erstarrten Glieder wieder herzustellen.

Bald darauf trat er an einen Sekretär, öffnete ein Schubfach desselben und nahm ein Paket heraus, das in weißes Papier gehüllt und versiegelt war; es hatte die Gestalt eines umfangreichen Buches.

„Sehen Sie, Herr Marquis," hub Maximilian wieder an, „hier ist der Gegenstand, auf welchen sich der Wunsch bezieht, den ich Ihnen noch vorzutragen habe. In dieser Hülle befindet sich ein Buch, von welchem ich mich nicht trennen werde, so lange ich lebe, nach meinem Tode aber darf es nicht in fremde Hände fallen. Sollte mir daher ein Unglück widerfahren, so ersuche ich Sie, sich sogleich dieses Pakets zu bemächtigen und es ungeöffnet den Flammen zu übergeben; das Fach, in welches ich jetzt das Paket wieder hineinlege, bleibt bis nach Beendigung des Duells unverschlossen."

„Ich hoffe nicht, daß ein so tragischer Ausgang sich ereignet," erwiderte der Marquis, „aber ich verspreche Ihnen gern, daß Ihr Wille vollzogen werden soll."

„Die Sache ist von größter Wichtigkeit," fuhr Maximilian fort, „und ich würde sehr gewissenlos handeln, sorgte ich nicht dafür, daß nach meinem Ableben kein Unberufener Kenntniß erhält von dem Inhalt des Pakets; darum habe ich mich an Sie gewendet, weil ich sonst Niemanden weiß, dem ich

in dieser Angelegenheit unbedingtes Vertrauen schenken könnte."

Der Marquis drückte seinen Dank aus und bemerkte dann in leichtem Ton: „Nun, da wir einmal so weit sind, wünsche ich, wir kämen bald zu Ende. Ich gebe mich der Zuversicht hin, Sie noch heute gesund und frisch als Tafelgenosse bei mir zu begrüßen."

„Wer weiß!" rief Maximilian achselzuckend. „Lestocq hat zwar, wie ich vermuthe, lange keinen Degen in der Hand gehabt, aber er ist Franzose und Ihre Landsleute verstehen sich in der Regel vortrefflich auf das Waffenhandwerk. Mich dünkt übrigens, ich höre die Herren kommen".

Maximilian ging hinaus und kehrte gleich darauf mit der Nachricht zurück, daß Lestocq und Grünstein angelangt seien.

„Wohlan," murmelte der Marquis, „so werde ich denn versuchen, was ich als Vermittler leisten kann, bleiben Sie einstweilen hier." Darauf schritt er in das nächste Zimmer und zog die Thür hinter sich zu. Lestocq und Grünstein, der letztere in Generalsuniform, waren dort; sie hatten eben ihre Pelze ausgezogen und näherten sich dem Kamin. Man begrüßte sich mit dem Ernst, welcher den Umständen angemessen war, dann sprach der Marquis in folgender Weise zu Lestocq: „Mein wackerer Freund, ehe ich mich dazu verstand, die

mir zugedachte Rolle eines Sekundanten oder Zeugen zu übernehmen, habe ich mir ausbedungen, daß ich der Versöhnung das Wort reden dürfe; Sie sind ein ruhiger, gereifter Mann, Sie werden, wenn Nachgiebigkeit möglich ist, nicht auf dem Kampf bestehen! Sagen Sie mir, ob Sie bereit sind, dem Grafen Ostermann entgegenzukommen?"

„Ich habe nur eine Bedingung zu machen, von dieser aber kann ich nicht abgehen."

„Und welche ist das?"

„Ich verlange die Auslieferung gewisser Briefe, welche im Besitze des Grafen sind."

Der Marquis ahnte jetzt, daß dem Streit doch wohl noch mehr Grunde liege, als Maximilian ihm berichtet hatte, da er aber nicht berechtigt war, weiter nachzuforschen, begab er sich in das Kabinet und theilte Maximilian mit, was er von Lestocq gehört hatte.

„Unnütz! Unnütz!" fuhr Maximilian lebhaft auf. „Ich habe diese Forderung schon abgeschlagen und dabei bleibt es; Sie haben sich nun überzeugt, daß ich recht hatte, das Duell ist unvermeidlich." Hierauf ergriff er zwei Degen, die in einem Winkel bereit standen und übergab sie dem Marquis, indem er hinzusetzte: „Gehen wir hinein!"

Der Marquis verzichtete auf die Aussicht, Frieden zu stiften, da er erkannte, daß die Gegner

nicht von ihrem Vorhaben abzubringen waren und ging mit Maximilian in das zum Kampfplatz bestimmte Zimmer. Hier aber schüttelte er plötzlich den Kopf und murmelte zu Lestocq gewendet: „Bei einem Duell ist ein Arzt nicht zu entbehren, wo ist derselbe?“

„Bin ich selbst nicht Arzt?“ entgegnete Lestocq. „Sollte der Graf von mir verwundet werden, dann werde ich meine Pflicht so gewissenhaft erfüllen, wie ein anderer.“

„Und wenn das Gegentheil der Fall ist?“

„Sie meinen, wenn ich verletzt würde? Dann wird es immer noch Zeit sein, einen Arzt zu holen, dessen Adresse der Herr Generalmajor Grünstein bei sich trägt; mein Schlitten bleibt angespannt unten im Hofe.“

„Das kann ich nicht zugeben!“ rief der Marquis.

„Es muß so sein,“ betonte Lestocq, „für mich ist die Hauptsache, daß keine überflüssige Person etwas von diesem Streit erfährt, das wäre aber geschehen, hätte ich gleich einen fremden Arzt mitgebracht. Ich habe nur noch zu bitten, daß man mich hier lasse, wenn ich verwundet werde.“

„Das versteht sich wohl von selbst,“ schloß der Marquis, „ein Verwundeter könnte nicht ohne Lebensgefahr der großen Kälte ausgesetzt werden.“

Maximilian nickte mit dem Kopfe, indem er

zugleich sein Oberkleid abwarf; Lestocq folgte diesem Beispiele, dann stellten sie sich einander gegenüber. Grünstein und der Marquis prüften die Degen, händigten sie den Beiden ein und nahmen seitwärts ihre Plätze ein. Unmittelbar darauf gab der Marquis das Zeichen, die Kämpfer rückten gleichzeitig vor und kreuzten die Waffen.

Das durch die Fenster des Zimmers fallende Licht begünstigte Beide in gleichem Maße.

In Maximilian's Haltung sprach sich eine auffallende Zuversicht aus, sein Auge blitzte, sein Fuß stemmte sich fest gegen den Boden; in den ersten Stößen, die er sofort mit großer Gewandheit führte, verrieth sich der nach Blut lechzende Groll.

Lestocq, der an Eleganz der Bewegungen nicht mit Maximilian wetteifern konnte, zeigte Behutsamkeit und bedächtige Sammlung; der Degen lag sicher in seiner Hand, er parirte die Angriffe, erwiderte sie aber nicht, so daß es schien, als sei die größere Fertigkeit auf der Seite seines Gegners. Der Marquis wenigstens war dieser Ansicht und auch Maximilian mußte sich für überlegen halten, denn er zögerte nicht, rasch hintereinander mehrere Ausfälle zu machen, hoffend, Lestocq zu verwirren und in die Enge zu treiben. Die klirrenden Degen kreuzten sich unaufhörlich.

Es war Maximilian gelungen, seinen Feind

leicht zu streifen, ein paar rothe Flecken wurden auf dem rechten Arme Lestocq's sichtbar; Maximilian's Feuer steigerte sich und seine Stöße folgten sich so schnell, daß in den Mienen der Zeugen die Besorgniß für Lestocq deutlich zu lesen war.

Der Marquis entschloß sich, Halt zu rufen; er verlangte, daß eine Pause eintrete. Lestocq und Maximilian senkten die Waffen, das Angesicht des letzteren bedeckte hohe Glut. Grünstein trat mit dem Marquis zusammen und berieth leise mit ihm. Beide einigten sich in der Ansicht, daß der Ehre genug gethan sei, als sie sich jedoch den Duellanten näherten, und auf die Einstellung des Kampfes antrugen, erhielten sie verneinende Antworten und gleich darauf kreuzten sich die Klingen wieder.

Diesmal ging Lestocq zum Angriff über; er hatte während der ersten Minuten die Fechtweise Maximilian's studirt und konnte nun etwas mehr wagen; durch einige sehr kraftvolle, kaum noch parirte Stöße wurde Maximilian gemahnt, auf seiner Hut zu sein und weniger hitzig drauf zu gehen. Er machte sich die Lehre zu Nutze und hielt sich eine Weile mehr in der Defensive. Aber der Kampf drohte langwierig zu werden und kein anderes Resultat als die Ermüdung der Gegner zu haben. Der Gedanke an einen solchen Aus-

gang reizte den Zorn Maximilian's, so leichten Kaufs sollte Lestocq nicht davon kommen und er beschloß mit eigener Gefahr dem Gegner Eins zu versetzen. Vertrauend auf seine Schnelligkeit und hoffend, daß die Ueberraschung Lestocq's ihm zu Hilfe kommen werde, wollte er sich selbst eine Blöße geben, um den Feind um so sicherer zu treffen. Er zauderte nicht lange, er raffte seine ganze Kraft zusammen und machte, sich niederbeugend einen wüthenden Ausfall; der von unten nach oben gerichtete Stoß sollte Lestocq am Halse treffen.

Die Bewegung Maximilian's, durch welche dieser eine Sekunde lang aufhörte sich zu decken, wurde in der That so blitzschnell ausgeführt, daß Lestocq nicht rechtzeitig die ihn bedrohende Klinge auffing, er konnte nur den Streich noch ablenken und so glitt die seitwärts schnellende Spitze ihm über Kinn und Wange, eine blutige Furche zurücklassend. Aber ehe noch Maximilian wieder ganz seine frühere Stellung eingenommen hatte, zuckte der Degen Lestocq's, die Blöße erhaschend, auf ihn nieder und erreichte ihn mitten auf der Brust.

Maximilian prallte, das Gleichgewicht verlierend, zurück; der Marquis und Grünstein sprangen zugleich zwischen die Kämpfer, Lestocq starrte Maximilian, der ein Kind des Todes sein mußte, wenn

der Stoß seine Wirkung that, mit seltsamer Miene an.

Maximilian sank nicht zu Boden, auch schoß kein Blutstrom aus Gilet und Hemd, welche der Degen in seinem weitern Laufe zerrissen hatte, nur ein paar Tropfen perlten langsam hervor. Maximilian war bleich geworden, er warf den Degen hin, faßte den Marquis beim Arm und zog ihn mit sich in sein Kabinet.

„Was ist denn geschehen?“ fragte der letztere, nachdem sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte. „Sind sie verwundet?“

„Nur oberflächlich geritzt.“

„Der Stoß traf Sie aber mitten auf die Brust?“

„Das that er, er glitt jedoch ab an einem Gegenstande, den ich an einem Bande um den Hals zu tragen pflege; ich dachte nicht daran, als der Kampf begann.“

„Nun, das Duell ist zu Ende, es muß zu Ende sein. Werden Sie sich jetzt mit Lestocq versöhnen?“

Maximilian antwortete nicht mehr; er war tief erschüttert und flüsterte vor sich hin: „Daß mir das begegnen mußte!“ Dann trat er an seinen Sekretär, wühlte dort in Papieren herum und nahm einige Briefe heraus, welche er dem Marquis in die Hand drückte; dabei sagte er mit ganz

veränderter Stimme: „Haben Sie die Güte, dies Herrn Lestocq zu übergeben.“

Dem Marquis war Maximilian's Betragen ein Räthsel, aber er that, was dieser von ihm verlangte, um so bald als möglich der unerquicklichen Situation ein Ende zu machen. Als er Lestocq die Briefe brachte, hatte dieser eben das Blut von der gestreiften Wange abgewaschen und ein leinenes Tuch darübergelegt; er sprach leise mit Grünstein, und unterbrach sich sofort beim Herzukommen des Marquis; die Briefe nahm er lächelnd entgegen und äußerte nur: Ich bin zufriedengestellt“. Gleich darauf entfernte er sich in Grünstein's Begleitung.

Der Marquis kehrte noch einmal zu Maximilian zurück und berichtete was Lestocq gesagt hatte, dann fügte er hinzu: „Also es bleibt dabei, ich erwarte Sie heute zum Diner, aber wenn ich bitten darf, bringen Sie Ihre gewohnte Sorglosigkeit und Unbefangenheit mit! Auf Wiedersehen, mein junger Freund!“

Maximilian versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht recht. Nachdem der Marquis zur Thür hinausgegangen war, steckte Maximilian die Hand unter das Gilet, zog einen an einem Bande befestigten Schlüssel hervor und murmelte: „Würde der Marquis diesen Schlüssel, welcher die gegen meine Brust gerichtete Degenspitze ableitete, wohl

als denjenigen erkannt haben, der die hintere Pforte seines Gartens öffnet? In diesem Falle hätte er die Rolle meines Sekundanten gleich mit meines Gegners vertauschen können und dann wäre sicher mehr Blut geflossen!"

Neuntes Capitel.

Elisabeth's Rache.

Unzählige Male hatte die nunmehrige Kaiserin Elisabeth, während sie als Großfürstin in untergeordneter Stellung ihre Tage verbrachte und sich in Hoffen und Harren verzehrte, den Moment vergegenwärtigt, welcher ihr die Krone in die Hände geben und sie in Macht und Glanz und Herrlichkeit versetzen würde. Obwohl sie fast bis zum letzten Augenblicke, bis zum Losbruche der Verschwörung, nie mit Zuversicht auf eine solche Wendung ihres Schicksals hatte zählen können, hatte sie doch oft in ihrer Phantasie bei den Gefühlen verweilt, die sich ihrer bemeistern würden, sie hatte den Jubel, der sie durchzittern würde, im Voraus gekostet, sie hatte den Stolz, das Selbstbewußtsein über sich kommen sehen; sie hatte aber auch Alles überdacht, was sie zunächst thun und anordnen würde, sie hatte eine Menge Vorsätze gefaßt und Pläne entworfen, vor Allem aber

hatte sie über ihrer Rache gebrütet! Gelobt und geschworen hatte sie sich, reichlich ihren Feinden zu vergelten, was sie an ihr gethan hatten; nichts sollte vergessen, Niemand sollte geschont werden, furchtbare Rechenschaft wollte sie fordern — wenn sie einst den Thron bestiegen haben würde.

Und das, was sie nur in ihren Träumen geahnt hatte, war Wahrheit geworden, sie saß auf dem Thron, sie hielt die Macht über ein weites Reich in der Hand, sie konnte belohnen und strafen wie und wen sie wollte! Und sie war noch jung und rüstig, sie hatte noch lange Jahre vor sich, sie konnte noch genießen und glücklich sein und sie konnte an dem Triumph über ihre Gegner täglich erneut sich weiden. Ja, die Stunde der Vergeltung war gekommen und wehe denen, über welche die Schrecken der Vergeltung hereinbrechen mußten.

Elisabeth war von Natur nicht grausam, sie hatte einen leicht schmiegsamen, zur Weichheit geneigten Sinn, der sich in guter Richtung hätte entwickeln lassen, aber die Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen war, hatten sie in ungeregelte Bahnen geworfen und ihr statt eines klaren Willens heftige Leidenschaften eingeimpft. Als sie endlich Kaiserin wurde, war das Maß der Ungeduld, der heißen Sehnsucht, aus der Verfolgten die Verfolgende zu werden, schon lange bis zum

Ueberfließen voll und nun floß es über und Elisabeth's Charakter, der bis dahin durch den auf ihr lastenden Druck in gewissen Schranken gehalten worden war, entfaltete sich ungehemmt und binnen kurzem zeigte sie sich so, wie sie bleiben sollte bis zum Ausgang ihrer Tage.

In einer Art Ueberstürzung war es geschehen, daß sie unmittelbar nach der Palastrevolution die gestürzte Regentin, deren Gemahl und den Prinzen Iwan auf die Reise nach Deutschland geschickt hatte; auch wenn Lestocq nicht bald nachher sie aufmerksam gemacht hätte, daß dieser Entschluß üble Folgen haben dürfte, da es der Regentin gelingen könne, sich auswärts Freunde zu erwerben, auch wenn also sich diese Maßregel nicht als ein politischer Fehler erwiesen hätte, Elisabeth hätte dennoch bereut, so gehandelt zu haben. Bald nachdem sie auf Lestocq's Veranlassung einen Kourier mit dem Befehl abgeschickt hatte, die Regentenfamilie in ihrer Reise aufzuhalten, hatte sie sich gleich gefragt, ob denn die Sühne groß genug gewesen sei, wenn man ihren Bedrückern gestattet hätte, an einem fremden Hofe vielleicht in aller Behaglichkeit zu leben? Sie hatte sich diese Frage mit Nein beantwortet; sie wollte eine härtere Buße über ihre Opfer verhängen, die für alle Zeiten in ihrer Gewalt bleiben sollten. Als Gefangene sollten sie fortan in irgend einem öden Winkel

schmachten, sie sollten aus dem Palast in den Kerker wandern.

So hatte Elisabeth es bei sich beschlossen und so wurde es ausgeführt; die Regentenfamilie war eingeholt und, mit Ausnahme des häßlichen Prinzen Ludwig, den man ungehindert ziehen ließ, zurückgebracht worden. Nun hatte Elisabeth die Wahl, sie konnte das Gefängniß aussuchen, um die gehaßten Personen zu verwahren; diese Wahl wurde Elisabeth schwer; sie wünschte, daß der Aufenthalt der Regenten-Familie zweifelhaft bleibe, daher änderte sie von Zeit zu Zeit ihren Entschluß, sie ließ den kleinen Iwan und seine Eltern aus einem Kerker in den andern transportiren. Doch beruhigte sie sich nicht dabei, die Existenz der scharfbewachten Gefangenen mit undurchdringlichem Geheimniß zu umgeben; sie wollte auch eine Garantie für die Zukunft haben, sie wollte den Prinzen Iwan für immer unschädlich machen, daher ließ sie das Kind — und indem wir dies berichten, greifen wir dem Laufe unserer Erzählung etwas vor — seinen Eltern nehmen und in die Einsamkeit eines besonderen Kerkers in der Festung Schlüsselburg einsperren. Dort mußte der Prinz ohne jede Belehrung, ohne Erziehung aufwachsen.

Aber selbst die Erinnerung an Iwan schien ihr gefährlich, das Andenken an ihn, der an ihrer Stelle die Krone hatte tragen sollen, mußte aus-

gerottet und vertilgt werden. Es erging ein strenges Verbot, auch nur seinen Namen zu nennen; wer gegen dieses Verbot handelte, dem sollte ein Stück von der Zunge abgeschnitten werden. Die bestimmtesten Befehle wurden erlassen, daß alle Manifeste, Ukase und Dekrete, in welchen Iwnn und seine Mutter, die Regentin, erwähnt waren, eingeliefert werden mußten, damit sie umgeschrieben und verbrannt werden könnten.*) Alle diejenigen, welche ein solches Aktenstück zurückbehalten würden, sollten als überwiesene Majestätsverbrecher betrachtet und behandelt werden. Ebenso ward es in Betreff der mit Iwan's Namen ausgeprägten Münzen gehalten, bei Todesstrafe sollte Niemand dergleichen besitzen dürfen.

Trotz alledem erfreute sich Elisabeth nicht des Gefühls vollständiger persönlicher Sicherheit; der Gedanke, daß es doch eigentlich nur geringe Mühe gekostet hatte, die Regentenfamilie zu beseitigen, wich nicht von ihr und wurde zu einer Drohung für sie selbst. Was damals ihr so leicht gelungen war, sollte das für alle Zukunft anderen Personen unmöglich sein? Hatte sie nicht

*) Selbst die während Anna Karlowna's Regentschaft von der russischen Akademie der Wissenschaften ertheilten Patente wurden den auswärtigen Mitgliedern zur Umänderung abverlangt.

auch Feinde? Konnte nicht auch der Boden, auf welchem sie stand, durch Verrath unterwühlt werden? Aber sie wollte nicht leichtsinnig und blind vertrauen, sie wollte nichts versäumen, was einem Unternehmen gegen sie vorbeugen konnte; Elisabeth ergriff alle diejenigen Maßregeln, zu denen die Furcht ihr rieth; so ernannte sie unter Anderem einen Mann vom niedrigsten Herkommen, der einen unglaublich leichten Schlaf besaß, zu ihrem Kammerherrn und ließ ihn jede Nacht in ihrem Vorzimmer zubringen, um nicht aus Mangel an Wachsamkeit von einem Anschlage gegen ihr Leben oder ihre Freiheit überrascht zu werden. Zu ihrer größeren Beruhigung hätte sie gern bald nach ihrer Thronbesteigung die Krönung in Moskau stattfinden lassen, der strenge Winter indessen machte eine Verschiebung nöthig und so ging die Feierlichkeit erst im nächsten Frühjahre — am 25. April 1742 — mit Glanz und Gepränge vor sich.

Lange ehe dies geschah, war schon das Strafurtheil an jenen Männern vollzogen worden, welche in der Nacht der Palastrevolution verhaftet worden waren. Diese Männer waren außer dem Grafen Potapoff, der sich durch Oeffnen der Adern getödtet hatte, der Großadmiral Ostermann, der gewesene Minister Münnich und noch einige Würdenträger von der Partei der Regentin. Gegen

diese wurde mit unerbittlicher Härte verfahren; die Untersuchung wurde von einer Kommission geleitet, deren Mitglieder keine Milde, keine Menschlichkeit kannten. Man suchte nach Vorwänden, um das, was ein Akt der Rache war, in die Formen eines ordentlichen Prozesses zu kleiden; so beschuldigte man Ostermann, die russische Flotte sei durch ihn in Verfall gebracht worden; ferner habe er gerathen, die Großfürstin Elisabeth in ein Kloster einzuschließen. Graf Münnich hatte zur Zeit der Thronrevolution gar nicht mehr im Dienste der Regentin gestanden, er hatte, wie wir wissen, seinen Abschied genommen, weil er die untergeordnete Stellung, in die er durch manche Einflüsse, besonders durch die Bevorzugung des Fräuleins von Mengden gerieth, verschmähte. Aber er hatte zu den Feinden Elisabeth's gehört und das genügte, um ihn, der gleich Ostermann viel für Rußland gethan hatte, zum Verbrecher zu machen. Man brachte verschiedene aus der Luft gegriffene Anklagen gegen ihn vor, man behauptete Dinge von ihm, an die er niemals gedacht hatte; verächtlich wandte er sich im Verhör von den Richtern wie von den Zeugen ab und sagte, wenn man in dieser Weise die Untersuchung führen wolle, könne man es viel kürzer haben; man brauche nur auf die an ihn zu richtenden Fragen die gewünschte Antwort selbst in das

Protokoll zu schreiben und er verspreche, dasselbe ungelesen zu unterzeichnen. Und so geschah es. Noch weniger Umstände machte man mit den anderen in die Untersuchung Verwickelten.

Im Anfang freilich dachten Ostermann und Münnich an ihre Rettung; sie bemühten sich um den Beistand einflußreicher Personen, auch Lestocq wurde aufgefordert, ihre Befreiung zu bewerkstelligen; Niemand aber hatte den Muth oder die Neigung, ein Wort zu ihren Gunsten bei Elisabeth einzulegen. So mußten sie sich denn in ihr Schicksal ergeben; das Urtheil, welches ihnen verkündigt wurde, verdammte sie zum Tode.

Als der zur Exekution bestimmte Tag herangekommen war, verließ Elisabeth, obwohl eine schneidende Kälte herrschte, am frühen Morgen Petersburg und begab sich nach dem Lustschlosse Zarskoe-Muisa.*) Sobald die Schlitten, in welchen die Kaiserin mit ihrem Gefolge saß, sich aus der Residenz entfernt hatten, wurde unter Trommelschlag in der ganzen Stadt ausgerufen, um zehn Uhr solle auf dem Richtplatze in Wassili-Ostrow**) das Urtheil an den Feinden der Kai-

*) Dasselbe liegt drei Meilen südlich von Petersburg und führt heute den Namen Zarskoe-Selo (Zarendorf).

**) Wassili-Ostrow (Wilhelmsinsel) ist die größte der durch die Arme der Newa gebildeten Inseln, auf denen Petersburg theilweise steht.

serin vollstreckt werden; in Folge dieser Ankündigung strömten große Menschenmassen nach dem bezeichneten Punkte hin. Man fand, daß vor dem Kriegskollegium auf Wassili-Ostrow bereits ein Blutgerüst aufgeschlagen war, auf welchem ein Block stand; sechs Stufen führten zu dem Gerüst; ein Regiment Soldaten zog heran und bildete einen Kreis um den Platz; in diesen wurden nur die zu einer Hinrichtung erforderlichen Personen zugelassen; ein Wundarzt war zugegen, einen Geistlichen bemerkte man aber nicht.

Mit dem Schlage zehn Uhr erschienen die Verurtheilten; sie wurden unter einer starken Eskorte von Grenadieren in den Kreis gebracht. Der Großadmiral Ostermann war im Gefängniß erkrankt, seine Kraft war gebrochen; er lag auf einem gemeinen, mit einem Pferde bespannten Fuhrmannsschlitten, ein Fuchspelz schützte ihn gegen die Kälte, eine herabgeschlagene Reisemütze von schwarzem Sammt bedeckte sein graues Haupt. Ostermann's Unglücksgenossen kamen zu Fuß auf der traurigen Stätte an; außer dem Grafen Münnich waren noch vier hohe Staatsbeamte verurtheilt, einen fünften hatte man im Gefängniß seine Prügelstrafe erleiden lassen.

Als sämmtliche Gefangene in dem Kreise beisammen waren, näherten sich vier Soldaten dem Großadmiral, hoben ihn, der für den Hauptver-

brecher galt, aus dem Schlitten, trugen ihn auf das Schaffot und setzten ihn auf einen hölzernen Schemel. Dann trat ein Sekretär des Senats hervor und verlas, während ringsum eine schauerliche Stille herrschte, das Urtheil; es lautete auf Köpfen und Rädern.

Ostermann hörte den Spruch mit an, ohne eine Bewegung zu machen. Die Soldaten faßten ihn und legten ihn mit dem Gesicht auf die Erde; er ließ Alles mit sich machen, als wenn sein Körper keine Empfindungen mehr hätte. Der Henker schob seinen Hals auf den Block und faßte ihn bei den Haaren; zufällig streckte Ostermann beide Arme vor sich hin; ein Soldat rief ihm zu, sie zurückzuziehen; er gehorchte und zog sie an den Leib.

Jetzt erwartete man den Todesstreich fallen zu sehen; eine grauenhafte Spannung drückte sich aus auf den Gesichtern und in der Haltung der Menge, welche den Richtplatz füllte. Aber der Henker erhob das Beil nicht und plötzlich rief der Sekretär des Senats dem Opfer, das zwischen Zeit und Ewigkeit schwebte, mit lauter Stimme zu: „Gott und die Kaiserin schenken Dir das Leben!“ Ein dumpfes Gemurmel durchlief die Massen.

Der Henker ließ Ostermann los, die Soldaten ergriffen ihn, richteten ihn auf und trugen ihn in

den Schlitten zurück. Dort blieb er regungslos liegen; er durfte nicht fortgebracht werden, bis auch den Anderen ihr Urtheil vorgelesen worden war; sie waren sämmtlich zum Tode verurtheilt; doch brauchte keiner das Schaffot zu besteigen. Die Kaiserin hatte Alle mit ewiger Verbannung nach Sibirien — begnadigt.

Als die entsetzliche Scene zu Ende gespielt war, marschirte das Militär ab, die Menge verlief sich, die Verurtheilten wurden in das Gefängniß zurückgeführt, doch nur für wenige Stunden, denn noch an demselben Tage mußten sie die Reise nach Sibirien antreten. Ostermann wurde nach Beresow transportirt, Graf Münnich dagegen kam nach Pelim, ein weit hinter Tobolsk liegendes Städtchen; dieser Ort war mit besonderem Raffinement gewählt worden, denn Münnich mußte dort ein Häuschen bewohnen, welches er selbst einst für einen durch seinen Einfluß verbannten Höfling hatte erbauen lassen. Auch die Uebrigen erhielten ihren Aufenthalt tief in der sibirischen Einöde angewiesen.*)

*) Einer der Verbannten, Graf Golowkin, wurde von seiner Gemahlin begleitet; die letztere ertrug aber die Entbehrungen nicht lange, erkrankte und starb. Da das Ehepaar nur ein Gemach bewohnte, wendete sich der Ueberlebende an den ihn bewachenden Offizier mit der Bitte, die Beerdigung der Leiche anzuordnen. Der letztere antwortete: „Meine Be-

Während in solcher Weise der Rache der Kaiserin Genüge geleistet wurde, verweilte Elisabeth in ihrem Lustschlosse Zarskoe-Muisa. Dort waren die sorgfältigsten Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen worden; wohlerwärmte Gemächer öffneten sich der trotz der Pelze und gut verschlossener Schlitten etwas durchfrorenen Gesellschaft, welche aus sieben bis acht Personen bestand. Mit Elisabeth waren angelangt: ihr Kammerherr, der schöne Alexis Rasumowski, Lestocq, Julie von Mengden, Generalmajor Grünstein. Die hervorragendste Persönlichkeit unter den Anderen war Bestuscheff; dieser letztere, welcher schon früher einen hohen Posten innegehabt hatte, war durch Elisabeth aus dem Gefängniß, in welchem ihn die Regentin hielt, erlöst worden; sie hatte sich ihn durch Lestocq vorstellen lassen und ihn als Kanzler an die Spitze der Geschäfte berufen.

Graf Bestuscheff, ein im Auslande erzogener schlauer, vielerfahrener Diplomat, trug eine große Harmlosigkeit zur Schau; die einfache, fast unbedeutende Erscheinung des bejahrten Mannes erweckte das Zutrauen derer, die mit ihm in Be-

---

fehle lauten bestimmt, nicht das Geringste weder ein- noch auspassiren zu lassen, allein ich werde in Petersburg über den Fall anfragen." Die Leiche blieb in der That so lange unter den Augen des Gemahls liegen, bis der Befehl für die Beerdigung aus der Residenz eingetroffen.

rührung kamen, während er selbst zurückhaltend und behutsam das Terrain und die Personen am neuen Hofe studirte. Seine besondere Aufmerksamkeit wendete er Alexis Rasumowski zu, der gleich ihm und Julie von Mengden die Ehre gehabt hatte, im Schlitten der Kaiserin Platz nehmen zu dürfen.

Lestocq und Grünstein, die in einem anderen Schlitten beisammen gesessen hatten, waren Beide während der Fahrt verschlossen und einsilbig gewesen; ernst und in Gedanken versunken, hatten sie hinausgestarrt in die Schneewüste, durch welche der Weg ging; Beide hatten etwas auf dem Herzen, worüber sie, auch wenn sie allein miteinander gewesen wären, sich nicht hätten aussprechen können und wollen.

Um die Ereignisse, deren Schauplatz die Richtstätte in dem hinter ihnen liegenden Petersburg war, kümmerte sich Grünstein nicht viel; er war eine harte Soldatennatur, über Leben und Tod, oder was mit dem Tode gleich war, Verbannung nach Sibirien pflegte er nicht zu grübeln; wen es traf, der mußte es erdulden. In seinem Innern gab es nur einen Punkt, wo er sterblich war und das war die Leidenschaft, welche ihm Kathinka eingeflößt hatte; das schöne Mädchen war und blieb spurlos verschwunden; Frau Kerner, die ihre Witwentrauer mit großer Ergebung trug,

hatte ihm bei seinen wiederholten Besuchen so gut wie gar keine Auskunft geben können. Daran, daß Kathinka nicht mehr unter den Lebenden sei, glaubte sie nicht, das hatte sie ihm öfter gesagt, sie vermuthete, daß ihre Tochter sich auf dem Lande verborgen habe, sie hatte auch Jemanden ausgesendet, um den Versteck erforschen zu lassen, aber Woche um Woche verstrich, ohne daß der Bote zurückkehrte oder Nachricht von sich gab. Grünstein war darüber in Verzweiflung; Ehren und Beförderung, Geldbesitz, Alles das hatte beinahe jeden Werth in seinen Augen verloren, da ihm immer mehr die Hoffnung entschwand, das, was er erreicht hatte, mit Kathinka zu theilen. Glücklich hätte er sich gepriesen, hätte er sie nur einmal wiedersehen dürfen oder hätte er wenigstens nur erfahren, was aus ihr geworden war. Er hatte Frau Kerner vorgeschlagen, die Polizei aufzubieten, damit diese die Verlorene zu entdecken sich bemühe, aber Frau Kerner hatte das geradezu abgelehnt; sie wollte keinen Skandal, kein Aufsehen machen, sie fürchtete sich überhaupt, etwas mit der Polizei zu thun zu haben, ~~der~~ Gelderpressungen doch die Hauptsache waren.

Nun war allmälig in Grünstein das Verlangen erwacht, Halling kennen zu lernen und eine Unterredung mit ihm zu haben. Dieser Einfall wich nicht mehr aus seinem Kopfe und er

überlegte hin und her, in welcher Weise er dem jungen Manne gegenüber auftreten solle, der, wie er nicht bezweifelte, Kathinka's Herz besaß. Auch heute hatte seine Phantasie sich wieder in dieser Richtung bewegt; während seine Blicke über die unabsehbare Schneefläche dahin schweiften und traurige düstere Bilder vor seinem Geiste vorüberzogen, hatte er schließlich sich gelobt, nicht länger zu säumen, sondern der Stimme nachzugeben, welche ihn mahnte, Halling aufzusuchen. Und noch ehe die Schlitten stille hielten, stand es fest in ihm, daß das wo möglich heute geschehen sollte.

In ähnlichem Grade erregt war die Gemüthsverfassung Lestocqs; die Ursachen jedoch, welche diesen zur Einkehr in sich selbst zwangen, die Kämpfe, welche er durchzuringen hatte, schlossen die Hoffnung und das Vertrauen auf die Zukunft nicht aus. Weit mehr noch als Grünstein war Lestocq von der Kaiserin ausgezeichnet und belohnt worden; zu Allem, was er ihr schon verdankte, hatte sie erst kürzlich ihr mit Brillanten eingefaßtes Portrait gefügt, das an einem blauen Bande um den Hals zu tragen war. Auch von auswärts waren die Ehrenbezeigungen gekommen; so wurde er von August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, welcher mit dem russischen Hof sehr befreundet war, in den Grafen-

stand erhoben. Gerade diese sich häufenden Gaben des Glückes machten Lestocq, so zufrieden er auch damit sein mochte, doch nachdenklich; die Unbeständigkeit aller Größe und Herrlichkeit war ihm zu gut bekannt, er hatte zu viele Beispiele eines erschreckenden Schicksalswechsels gesehen, um nicht bisweilen von unbestimmten Besorgnissen befallen zu werden.

Der heutige Tag war ja wieder besonders geeignet, an die Unzuverlässigkeit alles dessen, was Rang und Reichthum, Macht und hohe Stellung bieten können, zu erinnern; das Schicksal der Grafen Ostermann und Münnich sowie der anderen Feinde Elisabeth's dünkte Lestocq eine Drohung, die sich jeder zu Herzen nehmen mußte, der viel zu verlieren hatte. Zwar hatte er von Elisabeth selbst gehört, daß die Verurtheilten nicht auf dem Schaffot sterben würden, und daß sie überhaupt, so lange sie Kaiserin sei, kein Todesurtheil vollziehen lassen würde, aber daraus konnte er keine Beruhigung schöpfen. War nicht die Verbannung nach Sibirien eben so schrecklich, wie der Tod? Konnte es etwas Furchtbareres geben, als dieser jähe Sturz war, der Männer, welche dem Throne zunächst gestanden und in deren Händen die Verwaltung eines Weltstaates gelegen hatte, hinabschleuderte in das tiefste, unsäglichste Elend, so daß der ärmste, nie-

drigste Bettler noch von ihnen beneidet werden durfte! Lestocq tadelte sich darüber, daß er nicht doch versucht hatte, an Elisabeth's Mitleid und Großmuth zu appelliren; wenn es auch umsonst gewesen wäre, so hätte er doch eine Pflicht der Menschlichkeit erfüllt; jetzt war es zu spät. Er dachte daran, wie auch er einst um eines leichten Verstoßes willen in die Verbannung hatte wandern müssen und er fragte sich, ob alles das, was er für Elisabeth gethan, ihn für immer vor einem solchen Unglück bewahren werde? Freilich trug er ja einen Ring am Finger, der ihm eine Garantie sein sollte, daß die Kaiserin nie ihre Gnade von ihm abwende; aber was war dieser Ring, was war das daran sich knüpfende Versprechen, wenn Elisabeth's Charakter sich nicht erhaben zeigte über allen Wandel, wenn sie den Einflüsterungen gewissenloser Schmeichler und höfischer Schranzen nicht zu widerstehen vermochte?

Die Bedenken dieser Art beschäftigten Lestocq um so mehr, als er mit dem Vorsatze umging, ein Band zu schließen, durch welches das Wohl und Weh einer anderen Person an sein Leben geknüpft wurde. Seit er Julie von Mengden kennen gelernt hatte, flößte ihm das junge Mädchen ein tiefes Interesse ein; es gewährte ihm einen seltenen Genuß, ihr beizustehen und ihre schwere Lage ihr zu erleichtern. Nach und nach

hatten die rein freundschaftlichen Gefühle wärmeren Empfindungen Platz gemacht und endlich war er so weit gekommen, sich zu bekennen, daß er Julie liebe. Ob sie seine Neigung ahne und ob sie dieselbe erwiedern könne, das war ihm noch ein Geheimniß. Er hatte es nicht gewagt, sie ihr zu eröffnen, theils aus zarter Rücksicht auf ihre schmerzliche Erfahrung mit Maximilian Ostermann, theils weil er hoffte, daß sich das gewisser maßen von selbst durch die Gunst der Umstände machen werde. Auch das Duell hatte er nicht benutzt, sich Julie zu nähern; es schien ihm unedel, diese Veranlassung für sich selbst auszubeuten. Er hatte Julie die Briefe, die er von Maximilian erhalten, zurückgegeben, ohne zu erwähnen, wie er dieselben erlangt hatte; die kleine, nicht zu verbergende und bald wieder geheilte Schramme auf seiner Wange hatte ihn zu keiner Erklärung gezwungen, obwohl er bemerkt hatte, daß Julien's Blicke, als sie ihn zum ersten Male wieder sah, auf jener Stelle seines Gesichtes eine Sekunde forschend ruhten und daß ihr eine Frage auf den Lippen schwebte, zu der es dem verwirrt erröthenden Mädchen an Muth gebrach.

So standen die Dinge, als am Tage der Exekution die Fahrt nach Zarskoe-Muisa angetreten wurde. Lestocq war damit zufrieden, daß er während jener traurigen Begebenheit nicht in Peters-

burg verweilen mußte, seine Stimmung indessen blieb eine bekümmerte und in sich gekehrte.

Als man bei dem Lustschloß ankam, beeilte man sich, die Schlitten zu verlassen und sich in die erwärmten Räume des Gebäudes zu begeben. Das große steinerne Gebäude, aus der Zeit Peter's I. herstammend, war lange nicht bewohnt worden und das Innere desselben befand sich daher nicht in sehr glänzendem Zustande: einzelne Gemächer waren in aller Eile für die Aufnahme des Hofes hergerichtet worden und Elisabeth schien zufrieden mit den getroffenen Anordnungen. Nachdem man sich der Pelze entledigt hatte, wurden die Zimmer in Augenschein genommen, in welchen es nicht an Erinnerungen an den großen Vater der Kaiserin fehlte.

Mit stolzer, würdevoller Haltung schritt Elisabeth umher, ihre Worte wie ihre Bewegungen verriethen die Genugthuung, welche ihr die Thatsache gewährte, daß sie in diese Umgebung als Herrscherin einziehen konnte. Der neue Kanzler, Graf Bestuscheff, und Alexis Rasumowski hielten sich beständig an ihrer Seite, die Uebrigen dagegen bildeten gesonderte Gruppen; Lestocq sprach viel mit Julie, jedoch nur über Dinge, welche seinem Herzen gleichgiltig waren.

Nachdem die Gesellschaft Alles angesehen hatte, was zu besichtigen war, hielt man sich in einem

an einen großen Speisesaal stoßenden Zimmer so lange auf, bis die Mahlzeit, welche eingenommen werden sollte, bereit sein würde; die Tafel war schon gedeckt und es bedurfte nur der Vollendung der letzten Zurüstungen.

Der Sessel, auf welchem Elisabeth sich niedergelassen hatte, stand in einer Fensternische; die Kaiserin schaute auf den öden, schneebedeckten Garten hinaus, der sich unten ausbreitete, und unterhielt sich halblaut mit Rasumowski, der ihr gegenüber in dem andern Winkel des Fensters lehnte; seine Stellung war jedoch so, daß er, ohne sich umzuwenden, auch das Zimmer überblicken konnte.

Bestuscheff hatte sich an das entgegengesetzte Ende des Gemaches zurückgezogen und ließ sich von Grünstein die Geschichte der Palastrevolution mit allen Einzelheiten vortragen; die Anderen hörten zu mit Ausnahme von Julie und Lestocq. Diese Beiden saßen an einem Tische und betrachteten das kleine Modell eines Schiffes, welches Czar Peter eigenhändig gearbeitet hatte. Dabei entging es Lestocq nicht, daß Rasumowski öfter seine Augen von der Kaiserin weg zu ihnen hinüberstreifen ließ und es schien ihm, als ob Julie das Ziel seiner Aufmerksamkeit sei. Dieser Umstand befremdete und beunruhigte ihn. Welche Ursache hatte der wegen seines steigenden Einflusses beneidete Kammerherr und Günstling, die

junge Hofdame mit auffallender Neugierde zu verfolgen? Lestocq hütete sich zu zeigen, daß er Rasumowski's Blicke überwachte und bemühte sich, Julie zu verhindern, daß sie dieses Spiels gewahr werde. Das gelang ihm ohne Schwierigkeit, da Julie, auch nachdem sie das zierliche Schiffsmodell nicht mehr interessiren konnte, ihre Augen niedergeschlagen hielt, entweder weil sie es vermeiden wollte, die Kaiserin zu beobachten, oder weil sie an Lestocq's Seite sich einiger Befangenheit nicht erwehren konnte.

Das Zimmer war so groß, daß Lestocq nicht befürchten mußte, von den Uebrigen gehört zu werden, zudem vermischten sich die Stimmen der Sprechenden zu einem gedämpften Gemurmel, in welchem das, was der Einzelne sagte, nicht weiter als in seiner nächsten Umgebung zu verstehen war. Lestocq war durch das Benehmen Rasumowski's oder vielmehr durch die Deutung, welche er demselben gab, allmälig in eine erregte Gemüthsverfassung gerathen, seine Bewegung steigerte sich, je mehr er sich in die Bewunderung der Reize der holden Julie versenkte, der bloße Gedanke, daß ein Anderer sich erlauben könnte, sich ihr in leichtfertiger Weise zu nähern, erbitterte ihn und er machte sich schließlich Vorwürfe, daß er so lange gezögert hatte, sich dem liebenswürdigen Mädchen zu entdecken. So kam er plötzlich zu dem Entschluß,

das Versäumte nachzuholen und versuchte, nicht ohne daß es ihm die Brust zusammengeschnürt hätte, die Wünsche seines Herzens zu offenbaren.

„Ist es doch," begann er leise, „als bildeten wir gar keinen Theil der hier versammelten Gesellschaft, so sehr sind wir uns selbst überlassen. Jeder jagt hier anderen Zielen nach, jeder denkt nur an sich und an das, was er erreichen will. Hier giebt es keine inneren gemeinsamen Interessen, wer etwas gelten will, strebt seinen Platz ohne Rücksicht auf Andere zu erobern."

„Das klingt sehr traurig, Herr Lestocq," antwortete Julie, ohne aufzublicken. „Ihre Worte spielen auf neue Kämpfe, auf neue Kabalen an und hüllen die Zukunft in einen trüben Schleier."

„Kann es denn anders sein?" flüsterte Lestocq. „Jeder will emporkommen und der Erste sein an dem jungen Hofe; der Ehrgeiz, die Herrschsucht werden bald ihr Haupt erheben und auf dem glatten Boden, welchen wir unter den Füßen haben, wird mancher stürzen, der in schwindelndem Laufe die höchsten Stufen zu erreichen wähnte."

„Ich freue mich, zu wissen," fuhr Julie fort, „daß dieses Ringen hinter Ihnen liegt, Sie haben keinen Gegner aus dem Felde zu schlagen, Ihre Stellung ist fest und unerschütterlich."

„Ich hoffe es, mein Fräulein, aber eine Bürgschaft für die Dauer giebt es nicht."

„Doch, doch! Die Dankbarkeit, welche die Kaiserin Ihnen schuldet! Sie sind der Beneidenswertheste am ganzen Hofe, weil Sie Ihr Glück in reichstem Maße verdient haben."

„Es ist wahr, das, was ich gewonnen habe, ist der Lohn heißer Anstrengungen, aber doch irren Sie, wenn Sie mich glücklich nennen. Um das zu sein, müßte ich an mir selbst genug haben und unter der Einsamkeit, in die ich gebannt bin, nicht schmerzlich leiden."

Julie erröthete leicht und zögerte mit der Entgegnung; Lestocq glaubte verstanden worden zu sein und öffnete die Lippen, um muthig seine ganze Seele zu enthüllen, als eine Störung eintrat.

Die Kaiserin war, wie wir schon erzählten, in einer Unterredung mit Rasumowski begriffen; sie sprach anfangs viel und lebhaft, ohne jedoch dabei aus dem halblauten vertraulichen Tone zu fallen; auf Rasumowski's schönem Gesicht strahlte ein Lächeln, in welchem sich ebenso sehr willenlose Unterwürfigkeit als knabenhafte Eitelkeit lesen ließ. Bisweilen schwieg Elisabeth, nachdem sie Rasumowski's Antworten angehört hatte und blickte mit träumerischem Ernst in die Winterlandschaft hinaus, in der sich nichts Lebendiges regte, einige Krähen ausgenommen, deren schwarzes Gefieder sich gegen die weiße Welt draußen deutlich abhob. Woran dachte die Kaiserin, indem sie scheinbar

zerstreut den Flug dieser Vögel verfolgte? Vergegenwärtigte sie sich vielleicht die Scene, die auf dem Richtplatz in Petersburg vor sich ging und malte sie sich die Schrecknisse der Reise nach dem fernen Osten aus, welche die Verurtheilten nun bald antreten mußten? Oder fiel ihr vielleicht jener Verbannte ein, der auf ihren Befehl der Freiheit wiedergegeben werden sollte und über dessen Schicksal sie noch immer nichts erfahren hatte? Nichts von alledem; die Kaiserin erinnerte sich jetzt weder des unglücklichen Schubin, noch beschäftigte sie sich mit Ostermann's und Münnich's Transportirung nach Sibirien; ihr Denken und Empfinden war ganz bei ihrer nächsten Umgebung, sie war eifersüchtig.

Geleitet von dem feinfühlenden weiblichen Instinkt, hatte sie entdeckt, daß Rasumowski trotz der von ihm zur Schau getragenen tiefen Ergebenheit ihr nicht seine ganze Aufmerksamkeit widme; es hatte für sie nur des Schattens einer solchen Ahnung bedurft und sofort war sie zur Ueberzeugung gelangt. Sie hatte nicht nöthig, ihn anzusehen, sie fühlte, daß, wenn er sprach, seine Augen nicht immer auf ihr ruhten. Wohin aber konnten sich seine Blicke verirren? Saß nicht hinter ihr Julie von Mengden? Nur ein klein wenig hatte Elisabeth den Kopf zur Seite gebogen und das hatte hingereicht, um ihre Vermuthungen zur

Gewißheit zu erheben. Elisabeth verrieth das, was in ihr vorging, durch kein äußeres Zeichen, sie veränderte ihre Stellung nicht, sie wollte keine weiteren Beweise sammeln, aber sie wollte durch die That zu verstehen geben, daß ihr nichts verborgen bleiben könne. „Sollte er es wagen," dachte sie, während Rasumowski eben ihrer eigenen Schönheit den Zoll der Bewunderung darbrachte, „sollte er es wagen, Vergleiche anzustellen zwischen mir und meiner Hofdame?" Elisabeth strich sich mit der Hand über das Gesicht, um die Blässe, welche ihre Züge bedeckte, zu verstecken. Konnte sie es leugnen, daß Julie jünger und schöner war als sie? Sie wollte es nicht wissen, aber der Gedanke bohrte sich wie ein mörderisches Messer in ihr Herz; eine wilde Flut der Leidenschaft stieg bis an die Lippen empor und drohte hindurchzubrechen.

Aber Elisabeth bezwang sich. „Keine Thorheit!" sagte sie zu sich selbst, „ich bin nicht nur eine schöne Frau, sondern ich bin auch Kaiserin und eine Hofdame, wäre ihr Lärvchen auch noch so hübsch, werde ich immer ohne Mühe unschädlich machen." Sie suchte nur sich zu sammeln und jedes Merkmal, das auf Unruhe und Erregtheit hätte deuten können, zu verbannen; darum ließ sie Rasumowski sprechen und antwortete nur flüchtig; sie schien sich für nichts so sehr zu inter-

essiren wie für das traurige Winterbild, welches sich jenseits des Fensters zu ihren Füßen ausbreitete. Auf einmal stand sie rasch auf und näherte sich dem Tische, wo Julie und Lestocq saßen.

Diese Bewegung Elisabeth's war es, welche Lestocq die an Julie zu richtende Erklärung abschnitt, welche er schon auf den Lippen hatte; er erhob sich und ging der Kaiserin entgegen, muthmaßend, daß sie ihn anreden wolle.

Elisabeth hatte aber diese Absicht nicht; sie war unwillkürlich einem Drange gefolgt, welcher sie antrieb, Julie ganz genau zu betrachten und ihr Aussehen zu prüfen. „Ob sie wirklich so schön ist!" hatte sie gedacht und ohne zu überlegen, was sie that, verließ sie mechanisch ihren Sitz und eilte nach der Mitte des Zimmers.

Sobald die übrigen Personen dies gewahr wurden, stockte die Unterhaltung und Alles wendete sich der Kaiserin zu, erwartend, daß sie irgend eine Frage thun, irgend einen Befehl ertheilen werde. Aber das geschah nicht; noch etwa fünf Schritte von Lestocq entfernt, blieb Elisabeth stehen und starrte schweigend erst den letzteren und dann Julie an. Einige Sekunden herrschte eine fast unheimliche Stille. Niemand wußte, was die Haltung der Kaiserin zu bedeuten hatte. Zum Glück wurde gerade jetzt eine Flügelthür geöffnet, zwei Lakaien erschienen und verneigten sich, zum

Zeichen, daß die Mahlzeit auf die Kaiserin und ihre Gäste warte.

„Endlich!“ rief Elisabeth, indem sie sich umkehrte und dem Speisesaale zuschritt, „ich war eben im Begriff sagen zu lassen, daß man sich beeile, mein Appetit ist auf das Höchste gestiegen!“

Die Gesellschaft schloß sich der Kaiserin an und bald darauf hatte man an der Tafel seine Sitze eingenommen; Elisabeth richtete es so ein, daß Rasumowski nicht neben ihr seinen Platz erhielt und daß Julie ihm gegenüber sich niederlassen mußte; sie wollte ihre Beobachtungen während des Essens vervollständigen.

Auf Julie hatte das Anstarren der Kaiserin einen so peinlichen Eindruck gemacht, daß sie mit Verlegenheit und Angst zu kämpfen hatte; sie konnte keinen Grund für das jedenfalls räthselhafte Benehmen derselben auffinden und Zweifel und Phantasien aller Art beunruhigten sie. Hatte sie doch am Hofe der Regentin zu Trauriges erlebt, um nicht bei dem geringsten Anzeichen einer Verstimmung, deren Gegenstand sie sein konnte, zu zittern.

Lestocq hatte ebenfalls Ursache nachzudenken, für ihn war der Vorfall nicht ganz so dunkel, da er Rasumowski's Blicke bemerkt hatte, aber auch er konnte nicht beurtheilen, ob die Kaiserin wirk-

lich nichts hatte äußern wollen, was zu einer peinlichen Scene geführt haben würde.

Von der Minute an, wo Elisabeth bei Tische saß, wurde sie heiter und gesprächig, als ob es ihr auf nichts Anderes angekommen wäre, als des langweiligen Wartens enthoben zu sein; ihre gute Laune theilte sich, wie sich das von selbst verstand, den Gästen mit und bald war der kleine Kreis äußerlich wenigstens von der unbefangensten Heiterkeit beseelt.

Mit besonderem Eifer lenkte Elisabeth die Unterhaltung auf die feierliche Krönung, die sie so bald als möglich im Frühjahr in der alten Czarenstadt Moskau vorgenommen haben wollte; alle Anordnungen, die mit Rücksicht darauf zu treffen waren, wurden mit einer Umständlichkeit erwogen, als ob es nichts Wichtigeres mehr auf der Welt gäbe.

Lestocq jedoch wurde durch den Schein der fröhlichen Ungezwungenheit nicht getäuscht, er kannte als ältester Vertrauter Elisabeth am besten von Allen, die dort versammelt waren, er wußte besser als jeder Andere ihr Mienenspiel, den Ausdruck ihrer Züge zu entziffern und so ließ er sich nicht beirren in der Ueberzeugung, daß Elisabeth etwas auf dem Herzen habe und daß sie ihre Aufregung nur hinter der Maske einer erkünstelten Zufriedenheit verbergen wollte. Das Diner nä-

herte sich indeß schon seinem Ende, ohne daß Lestocq's Annahme durch weitere Momente gerechtfertigt worden wäre, dagegen konnte er mehr als einmal einen Blick Rasumowski's auffangen, dessen Ziel das sanfte und schwermüthige Antlitz Julien's war; der Wein, welchen der junge Kammerherr genoß, hatte nicht dazu beigetragen, ihn zurückhaltender und vernünftiger zu machen.

Noch war die Krönungsangelegenheit nicht beseitigt, als Elisabeth, wie wenn sie der Sache überdrüssig geworden wäre, die Konversation auf etwas Anderes lenkte und zwar nannte sie einen Namen, der sonst in ihrer Gegenwart Niemandem auf die Zunge kam; sie sprach von der Regentin und deren Hofhaltung. „Ich meine," hub sie an, „daß Anna Karlowna jetzt wohl fühlt, sie hätte besser gethan, als Prinzessin von Braunschweig mit ihrem Gemahl in Deutschland zu bleiben; sie verstand es nicht, sich nach russischer Sitte einzurichten, der österreichische oder sächsische Gesandte hatte bei ihr leichter Zutritt als ihre Minister. Auch verstand sie es nicht, ihre Diener zu wählen, sonst hätte sie einen Mann wie unsern Kanzler Bestuscheff nicht in Ungnade entfernt gehalten."

Bestuscheff verneigte sich ehrfurchtsvoll. Lestocq stutzte über die unerwartete Wendung, welche Elisabeth's Gedanken einschlugen; zu den Personen,

welche der Regentin näher standen, als die Minister, hatte ja auch Julie gehört; wollte Elisabeth dieser etwas Unangenehmes sagen?

„In der Umgebung Anna Karlowna's," fuhr Elisabeth fort, „war Niemand, den ich mit meiner Huld hätte beehren mögen."

Julie, welche die Augen Aller auf sich gerichtet fühlte, wurde todtenbleich.

„Erschrecken Sie nicht, mein Kind!" bemerkte Elisabeth lächelnd nach einer kleinen Pause, während welcher sie erbarmungslos Julien's Angst wachsen sah, „Sie bilden natürlich eine Ausnahme, daran kann ja Niemand zweifeln. Ich weiß, daß Sie meines Vertrauens werth sind. Aber eine kleine Strafe dafür, daß Sie sich der Gunst Anna Karlowna's ehedem erfreuten, habe ich Ihnen dennoch zugedacht; rathen Sie!"

Julie war zu bestürzt, als daß sie etwas hätte entgegnen können, auf den Gesichtern der Uebrigen malte sich die gewaltigste Spannung.

„Nun," rief die Kaiserin, „muß ich mein Räthsel selbst lösen?"

„Majestät!" murmelte Julie, „Ihrem Willen werde ich mich stets mit Freuden unterwerfen."

„Ich werde Sie verheirathen, mein Kind!" setzte Elisabeth hinzu, „und ich hoffe, meine Wahl wird Ihre Zustimmung haben. Lestocq, Sie sind der Bräutigam! Die Vermählung wird so bald

als thunlich gefeiert werden; das soll die Rache sein, die ich an der Hofdame Anna Karlowna's nehme!"

Der Ton, in welchem Elisabeth ihre Idee kundgab, konnte scherzhaft erscheinen, nichtsdestoweniger klang die Entschiedenheit der Monarchin daraus hervor, welche keinen Widerstand duldet. Die Wirkung dieses Befehls war eine blitzähnliche; Staunen und Betroffenheit spiegelte sich auf allen Gesichtern, man war wie aus den Wolken gefallen und es vergingen einige Sekunden, bis die Bemühungen der Gesellschaft, den Ausspruch der Kaiserin als eine liebenswürdige Ueberraschung zu bewundern, von Erfolg begleitet waren.

Elisabeth, ohne auf die Konfusion zu achten, welche sie unter ihre Gäste geschleudert hatte, nahm ihr Glas zur Hand und sagte, indem sie es an die Lippen führte: „Ich trinke auf das Wohl der Neuverlobten!"

„Es lebe Ihre Majestät die Kaiserin!" antwortete jetzt der allmälig wieder zu sich kommende Kreis der Höflinge.

Auch Lestocq hatte versucht, seine Stimme in diesen Ruf zu mischen, es war ihm aber kaum gelungen; hätte er nur auf sich selbst Rücksicht genommen, dann hätte er sich die eigenmächtige Entscheidung der Kaiserin, so verletzend auch die Form war, gefallen lassen mögen, aber er dachte

zunächst an Julie, die, wie ihr Aussehen zeigte, noch durchaus fassungslos war — er wäre ihr gern hilfreich zur Seite gestanden, wußte aber nicht, wie das geschehen konnte, ohne noch größere Verwirrung heraufzubeschwören. Plötzlich raffte sich Julie zusammen, stand auf und ergriff die Hand der Kaiserin, um sie zu küssen; dabei fielen große Thränen aus ihren Augen.

Da regte sich in Elisabeth das Mitleid; sie hatte, durch Rasumowski's Betragen gereizt, nach einer Eingebung gehandelt, die auch aufrecht erhalten werden sollte, aber sie wollte nun auch Julie die Zeit gönnen, sich zu erholen. „Gehen Sie, mein Kind, und sammeln Sie sich; bald fahren wir zurück, Ihr Bräutigam wird die Ehre haben, einen Schlitten mit Ihnen zu theilen.“ Julie verneigte sich bis unter die Stirne erröthend und zog sich in das nächste Zimmer zurück. Hier erst brachen ihre Thränen los, nicht so sehr Thränen über ein ihr bevorstehendes Unglück, sondern Thränen des gekränkten Stolzes, der mißhandelten weiblichen Würde. Julie hatte schon längst zu fühlen geglaubt, daß Lestocq ihr herzlich gut sei, und wenn er ihr seine Neigung gestanden hätte, würde sie ihn vielleicht nicht zurückgewiesen haben. Schwärmerische Leidenschaft konnte er ihr freilich nicht einflößen, wohl aber Vertrauen und Achtung; sie wußte, daß er ihr die Stütze sein

würde, deren sie an diesem Hofe so sehr bedurfte; sie würde daher um so mehr Grund gehabt haben, ihn zu erhören, da nach dem schmerzlichen Abenteuer mit Maximilian die Fähigkeit zur Liebe im poetischen Sinne des Wortes in ihr, wie sie glaubte, erstorben war. Aber nun warf man sie Lestocq hin wie eine Sklavin dem Herrn, wie ein Stück Beute, wie eine Sache, die keinen Willen hat! Sollte Lestocq etwa der Kaiserin sich mitgetheilt haben, sollte er Schuld tragen an diesem Skandal? Wenn das der Fall war — so sagte sich Julie, indem sie, in dem Fenster lehnend, wo die Kaiserin mit Rasumowski geplaudert hatte, die Hände auf ihre heftig klopfende Brust preßte — wenn Lestocq dieses Benehmen Elisabeth's gebilligt hatte, dann würde sie ihm mit Verachtung begegnen.

Es dauerte gar nicht lange und der Mann, gegen den sich Julie in heftigen Zorn hineinzureden im Begriff war, stand hinter ihr; Lestocq hatte, nachdem Julie fort war, sich von der Kaiserin die Gnade ausgebeten, sich zu ihr begeben zu dürfen und Elisabeth hatte lachend geantwortet: „Entführen Sie uns nur nicht Ihre Verlobte! Wir werden zusammen nach Petersburg zurückkehren!“ Darauf hatte sie ihn gnädig entlassen. So war er denn jetzt allein mit Julie, die ihm noch den Rücken zuwendete; sie hatte sein Kom-

men bemerkt, aber sie zögerte, ihm ihr Gesicht zu zeigen; sie wollte seine Anrede abwarten.

„Julie!“ bat er leise, „ich hoffe, daß Sie mich nicht im Verdacht der Mitschuld haben! Ich bin ebenso entrüstet wie Sie über die Handlungsweise der Kaiserin, die ich wohl zu erklären, aber nicht zu rechtfertigen vermag. Die Kaiserin wurde eifersüchtig auf Sie, Julie, auf Ihre Jugend und Schönheit, sie dachte sich an Ihnen zu rächen, indem Sie Ihnen befahl, meine Hand anzunehmen. Aber ich, Julie, so theuer Sie mir sind, ich schwöre Ihnen, daß ich mich weigern werde, Sie unglücklich zu machen, wenn Sie in der Verbindung mit mir ein Unglück erblicken. Ich wäre ehrlos, wollte ich nicht mit eigener Gefahr Sie zu schützen suchen vor dieser Laune der Kaiserin.“

Erst als Lestocq vollendet hatte, drehte Julie sich um und sagte: „Sie wollten der Kaiserin Trotz bieten um meinetwillen?“

„Um Ihretwillen ja!“ erwiderte Lestocq. „Um Ihretwillen Alles. Ich darf diesen Moment nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen zu gestehen, daß es mehr als freundschaftliche Theilnahme ist, was mich zu Ihnen zieht. Wenn die Kaiserin in meinem Herzen gelesen hätte, dann würde sie gefunden haben, daß ihre Absicht mit meinen heißesten Wünschen zusammentraf. Nur der Zufall, daß die Kaiserin unser hier vor der Tafel begonnenes

Gespräch störte, verhinderte mich, Ihnen zu bekennen, was Sie nun leider vielleicht zu spät erfahren."

„Zu spät?" fiel Julie ein. „Nein, das ist es nicht; die Rücksichtslosigkeit der Kaiserin hätte mich wohl weniger geschmerzt, wenn ich Ihre Gedanken gekannt hätte, aber zu spät ist es nicht. Sie haben schon so viel für mich gethan, daß ich ein neues Opfer nicht annehmen kann."

„Wie?" rief Lestocq freudig bewegt, „Sie wollen also nicht, daß ich die Kaiserin bitte, von ihrem Plane abzustehen?"

„Nein, mein Freund, thun Sie das nicht! Sie würden nur sich selbst schaden und mir nicht helfen. Die Kaiserin, so sehr ihre despotische Weise mich verletzt, hat im Grunde ganz Recht, daß sie mich verheirathen will, ich bedarf einer Stütze und da Sie es sind, dem ich bestimmt bin, so füge ich mich gern, denn Sie sind treu und zuverlässig." Bei den letzten Worten reichte Julie mit herzlicher Wärme Lestocq ihre Hand, welche dieser in überströmender Freude an die Lippen drückte.

Während so die Gewaltthat der eifersüchtigen Kaiserin in wenigen Minuten zwei Menschen einander näher brachte, die sich sonst kaum so rasch gefunden und verständigt hätten, ging in dem Speisesaale das Diner unter geräuschvoller Heiter-

keit zu Ende. Elisabeth, triumphirend über ihren guten Einfall, zog ihrer ungebundenen Laune keine allzu engen Schranken und ihre Gäste priesen sich glücklich, daß die Monarchin, die eben noch an geheimnißvoller Aufregung zu leiden schien, jetzt wieder mit der offensten Unbefangenheit scherzen konnte. Daß hinter der mit militärischer Kürze kommandirten Verlobung ein Mysterium stecken müsse, durchschaute man wohl und versprach sich, der Sache auf den Grund zu kommen. Der Aufgeräumteste in der kleinen Hofgesellschaft war Rasumowski; er hatte verstanden, was in der Kaiserin vorgegangen war und er hielt es für gerathen, seine Unvorsichtigkeit durch strahlende Heiterkeit vergessen zu machen. Als bald nachher Elisabeth von Tisch aufstand und noch einige Momente mit Rasumowski allein sprach, vermied sie jede Anspielung auf das Vorgefallene und er hütete sich, eine Erklärung herbeizuführen, wozu übrigens auch keine Zeit gewesen wäre, denn Elisabeth drängte zur Heimkehr.

Noch hatte Lestocq sich von seiner glücklichen Ueberraschung nicht so weit erholt, um ganz Herr seiner selbst zu sein, als das Eintreten der Kaiserin und ihrer Begleiter den weiteren Austausch von Empfindungen zwischen ihm und Julie verhinderte. Elisabeth maß die Beiden mit einem flüchtigen Blicke, äußerte aber nichts; nur als Julie gleich

darauf der Kaiserin den Pelz umhängte, flüsterte die letztere ihr vertraulich zu: „Gefällt er Ihnen? So hübsch wie Rasumowski ist er freilich nicht!“ Julie verneigte sich ernst, ohne zu antworten und Elisabeth eilte hinaus, um in ihren auf dem Schloßhof haltenden Schlitten zu steigen.

Lestocq und Julie folgten ihr mit den Uebrigen; Lestocq gab Julie den Arm und sie sahen nicht aus, als würden sie durch die ihnen bevorstehende Fahrt unter vier Augen in Verlegenheit gesetzt.

Ganz zuletzt kam Grünstein zu seinem Schlitten, in welchem er diesmal andere Gesellschaft hatte. Die Verlobung Lestocq's war neues Weh für sein liebekrankes Herz. Er nahm sich vor, gleich nach der Ankunft in Petersburg seinen beabsichtigten Besuch bei Halling zu machen, um diesen wegen Kathinka zur Rede zu stellen.

Zehntes Capitel.

Das Bild der Marquise.

Von den Personen, welche sich an der Verschwörung gegen die Regentin Anna Karlowna betheiligt hatten, ließ sich Graf Maximilian Ostermann am seltensten in der Nähe der Kaiserin Elisabeth sehen und doch hätte er mehr als jeder Andere Ursache gehabt, sich häufig am Hofe zu zeigen. Seine Verhältnisse waren tief zerrüttet, nur durch eine außerordentliche Hilfe, wie sie Niemand außer der Kaiserin zu gewähren vermochte, konnte seinen Verlegenheiten ein Ende gemacht werden. Maximilian täuschte sich darüber nicht, er zweifelte auch nicht, daß Elisabeth ihm gewähren würde, was er brauchte; war sie doch so wenig sparsam mit dem Gelde, daß sie die bedeutenden Summen, welche ihr von dem französischen Gesandten vorgestreckt worden waren, ganz in die Taschen der Grenadiere ihrer Leibkompagnie hatte fließen lassen. Trotzdem aber, trotz der Ueberzeugung, daß er

bald einen entscheidenden Schritt thun müsse, wenn er seinem Range gemäß weiter leben wollte, mied Maximilian den Residenzpalast und die Gemächer der Monarchin.

Den letzten Gang nach dem Schlosse hatte er an jenem Tage gemacht, wo er bei Lestocq erschien und später diesem in dem zu Julien's Wohnung führenden Korridor begegnete. Damals hatte er zum ersten Male deutlich empfunden, daß Julie ihn hasse und daß ihm nichts mehr übrig bleibe, als sich an Lestocq, dem Julie ihr ganzes Vertrauen schenkte, zu rächen. Er hatte daher förmlich gelechzt nach dem Duell; wenn er Lestocq tödtete, so traf er zugleich Julie in ihrem neuen Freunde und Beschützer; fiel er selbst — was er übrigens kaum für möglich hielt — nun so war eben, wie er leichtfertig sich sagte, Alles vorbei. Als es dann so ganz anders kam, als Maximilian's Leben durch einen Zufall, hinter welchem sich auch eine Unredlichkeit verbergen konnte, erhalten wurde, trat ein heftiger Rückschlag in seiner Stimmung ein, Beschämung, Unzufriedenheit mit sich selbst, packten ihn; er war außer sich bei dem Gedanken, daß Lestocq argwöhnen könne, er habe sich vor dem Degen seines Gegners in unerlaubter Weise schützen wollen. In seiner ersten Bestürzung über die Wirkung des auf der Brust vergessenen Schlüssels ließ er, um nur irgend

etwas zu thun, Lestocq die Briefe Julien's einhändigen; auch dachte er daran, Lestocq eine Erklärung zukommen zu lassen.

Die Zerknirschung währte jedoch nicht gar lange; schon während des Diners beim Marquis, dem er ein paar Stunden später beiwohnte, erwachten die alten Geister in Maximilian, er fand plötzlich, daß er sich einer Uebereilung schuldig gemacht hatte, indem er die Briefe herausgab; er hätte ja den Zweikampf fortsetzen, oder ihn ein anderes Mal erneuern können. Er schalt sich kindisch, daß er von einer flüchtigen Aufwallung sich hatte beherrschen lassen; nach seiner Meinung durfte Lestocq ihn verlachen und sich eines leichten Sieges über den abgewiesenen Nebenbuhler rühmen. Maximilian fragte sich, ob ihm alle Mittel, sich zu rächen, genommen seien und er mußte sich gestehen, daß für den Moment Lestocq nichts anzuhaben war. Unter solchen Verhältnissen mochte er denn um keinen Preis dem letzteren oder Fräulein von Mengden begegnen; er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er die Annäherung zwischen Beiden, die er durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu verhindern im Gegentheile noch beschleunigt hatte.

Seine verbitterte Stimmung ging in Wuth über, als er nach einiger Zeit erfuhr, was in Zarskoe-Muisa geschehen war. Die von der Kai-

serin anbefohlene Verlobung gab in den vornehmen Zirkeln viel zu reden; die Ansichten waren getheilt in Bezug auf dieses unerhörte Ereigniß; die Einen glaubten, es liege dem merkwürdigen Einfall der Kaiserin irgend ein noch in Dunkel gehüllter Skandal zu Grunde, die Anderen wollten wissen, Lestocq habe sich um die Hand der schönen Hofdame beworben und eine abschlägige Antwort erhalten; da habe er seinen Einfluß auf Elisabeth benutzt, um durch ein Machtgebot das schöne Fräulein sich in die Arme führen zu lassen. Maximilian wäre geneigt gewesen, sich diesem Urtheil anzuschließen, weil es seiner Eitelkeit und seinem Haß gegen Lestocq besser behagte. Uebrigens kam auf das Wie nicht viel an; die Hauptsache blieb, daß Julie wirklich die Braut Lestocq's war, und daß sie obendrein ihr Geschick nicht zu beklagen schien; für die Gratulationen, welche man ihr darbrachte, dankte sie mit aufrichtiger Freude. Maximilian mußte daher nach Allem, was ihm zu Ohren kam, auf den Trost verzichten, daß sie das Opfer einer erzwungenen Einwilligung sei. Begreiflicher Weise verleidete ihm diese Wendung noch mehr den Hof; wie hätte er es auch über sich gewinnen sollen, mit gleichgiltiger Miene Julie als Verlobte am Arm Lestocq's zu sehen! Die Niederlage, die ihn getroffen und die Ohnmacht, sich zu rächen, deren er sich bewußt war, ließen

jetzt zum ersten Male den Wunsch in ihm auftauchen, Petersburg und womöglich Rußland zu verlassen.

Ganz unnennbar litt die Marquise de La Chétardie unter der gereizten Gemüthsverfassung Maximilian's; von einer ruhigen Stunde war für sie schon lange keine Rede mehr; die Zeit des bewußtlosen Hindämmerns, des unbefangenen Fortlebens von heute auf morgen lag bereits soweit hinter ihr, daß sie sich derselben kaum noch erinnerte, oder wenn sie das dennoch that, geschah es, um über die Veränderung ihres Seelenzustandes zu erschrecken. Was war aus ihr geworden! Welche dämonische Gewalten lieferten sich jetzt aufreibende Kämpfe in ihrem Inneren, das ehemals nur einen Feind gekannt hatte: die Langeweile! Oft hatte sie Augenblicke, wo sie unter Thränen der Reue und Selbstanklage das Leben zurückrief, unter dessen Last sie seufzte, bevor sie Maximilian kennen gelernt hatte, oft war ihr das Schweben zwischen Furcht und Selbstvergessenheit, zwischen schmerzlicher Aufregung und dumpfer Ermattung so entsetzlich, daß sie nahe daran war, dem Marquis Alles zu entdecken. Sie hatte das Bedürfniß, ihm zu Füßen zu fallen, ihm ihre Schuld zu offenbaren und seinen gerechten Zorn herauszufordern. Daß er sie tödten würde, war nicht vorauszusetzen; vielleicht würde er sie kalt von

sich stoßen; dann konnte sie ihre Tage in einem Kloster in Frankreich beschließen.

Aber sie täuschte sich, wenn sie den Muth zu haben wähnte zu einem solchen Schritt; jedesmal, wenn sie sich in ihrer Verzweiflung vorhielt, daß es nur ein Mittel gebe, die Pein abzuwälzen, die ihr Herz zerdrückte, wurde sie bald darüber aufgeklärt, daß sie sich einer Unmöglichkeit gegenüber befand. Zunächst war es die unwandelbare Ruhe des Marquis, die sich ihr als Hinderniß bot; seine flüchtig über sie hinstreifenden Blicke, sein zerstreutes Lächeln, das wohl erkennen ließ, wie wenig er eine Ahnung von der tiefen Noth seiner Gemahlin hatte, seine rücksichtslose Selbstsucht — das Alles verscheuchte in der Marquise stets wieder die Gedanken an eine Beichte; an der Eisrinde, welche die Brust des Marquis umgab, erstarrte die weiche nach der Selbstopferung verlangende Strömung. Was konnte sie von diesem Manne erwarten? Einen Ausbruch vernichtenden Grimmes? Oder menschliches Erbarmen mit dem Fehltritt einer Frau, die keine liebende Hand vor Verirrungen bewahrt hatte? Gewiß nicht. Aber vielleicht empörte sich der verletzte Stolz des Marquis und ein Duell mit Maximilian war die Folge ihres Bekenntnisses.

Vor einer solchen Möglichkeit schauderte die Marquise zurück; sie konnte den Tod Maximilian's

nicht wollen und noch grauenhafter war ihr die Idee, daß der Marquis von der Hand Maximilian's fallen könne. Wohin sie auch ihre gequälten Sinne richtete, überall lauerte Verderben und Verdammniß. Es hätte für sie nur einen Weg zu Erlösung gegeben: sie hätte sich von Maximilian losreißen und der heilenden Kraft der Zeit vertrauen müssen. Ein einziges Mal hatte sie versucht, Maximilian in einem Briefe auseinanderzusetzen, daß sie so nicht fortzuleben vermöge, daß sie den Schmerz der Trennung als Sühne auf sich nehmen wolle; viel weiter war sie mit dem Schreiben nicht gekommen, ihre Thränen hatten die paar Zeilen wieder ausgelöscht. Hätte Maximilian mit Milde und Sanftmuth ihr unglückseliges Loos zu erleichtern gestrebt, hätte er ihr durch aufrichtige Hingebung bewiesen, daß er noch immer so für sie empfand, wie früher, sie wäre am Ende doch Siegerin über sich geblieben und hätte sich zwingen können, von ihm für immer zu scheiden; die Ueberzeugung, daß er im Geiste noch immer ihr nahe sei, hätte sie durch das öde Dasein mit freundlichem Lichte begleiten können.

Aber so stand sie nicht mehr mit Maximilian; er hatte sich der Art geändert, daß an ihm nichts mehr beständig war als die Launenhaftigkeit; er konnte unzufrieden werden über das Geringfügigste und schmollen wie ein Weib; gerade diesem Wesen

gegenüber war die Marquise unfähig, sich zu vertheidigen, ihre besten Vorsätze entschlüpften ihr, sobald Maximilian die Stirne in finstere Falten legte, sie duldete Alles, sie ließ sich auf das grausamste tyrannisiren, um nur wieder mit einem Lächeln, mit einem freundlichen Blicke beschenkt zu werden. Gerade dadurch, daß ihr Maximilian häufig weh that und sie tief kränkte, wurde sie fester an ihn gekettet und zuletzt war ihre Unterjochung eine so vollendete, daß sie sich vorkam, wie ein von der Gnade Maximilian's abhängendes Geschöpf ohne eigenen Willen. Sie war zu schwach, um sich auch nur im Geheimen gegen diesen Zustand zu empören, sie ließ Alles über sich ergehen, als müßte es so sein. Dabei hatte sie die Ahnung, daß eine Katastrophe unvermeidlich geworden sei; wie oder von welcher Seite dieselbe hereinbrechen werde, das war nicht vorauszusehen, aber ausbleiben konnte sie ebenso wenig, als es möglich ist, daß die vom Berge herabstürzende Lawine in ihrem Laufe innehält und sich in unschädlichen Flocken in die Lüfte zerstreut.

Gleich einem unheimlichen Warner sah die Marquise den Tartaren Ladak um sich herumschleichen; seine Erscheinung, die ihr früher bedeutungslos gewesen war, bildete für sie jetzt eine gespenstische Verkörperung ihres schwerbeladenen Gewissens. Sie ertappte den schweigsamen Sohn der

Steppe oft auf sonderbaren lauernden Blicken, die sie ehedem nicht an ihm gekannt hatte; es war, als folgte er einem unbezwinglichen Triebe, zu lauschen und zu spioniren; der Sklave, der sich mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks bewegt hatte, verrieth dunkle menschliche Regungen, als erwachte in ihm das Verständniß für die Situation seiner Herrin. Die Marquise überlief es kalt, so oft er, einem an ihre Sohlen sich heftenden Schatten ähnlich, in ihrer Nähe auftauchte, sie fürchtete sich vor ihm.

Maximilian lächelte über die Angst der Marquise; er, der einst von der Gefährlichkeit des Tartaren so sehr überzeugt war, daß er diesen um jeden Preis entfernt wissen wollte, meinte, sie gebe sich abergläubischen Grillen hin und erklärte scherzend, er sei bereit, Ladak als Diener zu sich zu nehmen. Als die Marquise erstaunt fragte, ob er den Verdacht vergessen habe, den er gegen Ladak gehegt, antwortete Maximilian, gerade weil er wisse, daß der Tartar ihm nach dem Leben getrachtet habe, wolle er den Burschen in der Nähe behalten; es werde sich dann wohl eine Gelegenheit finden, die Rechnung mit ihm auszugleichen; lasse man Ladak frei, so komme derselbe ungestraft davon.

Die Marquise fügte sich, wie immer, wenn Maximilian anderer Ansicht war als sie, aber diesmal that sie es mit sichtlichem Widerstreben

und sie gab auch nur so weit nach, daß Ladak vorläufig in ihrem Hause bleibe, den Einfall Maximilian's aber, sich von ihr den Tartaren schenken zu lassen, wies sie mit Entsetzen zurück.

An dem Abend, an welchem diese Frage im Boudoir der Marquise durchgesprochen wurde, ging Ladak ab und zu; er war damit beschäftigt, den Tisch abzuräumen, auf welchem das von der Marquise benutzte Theeservice stand. Obwohl sein Name in seiner Gegenwart nicht genannt wurde, schien es fast, als wisse er, daß von ihm die Rede sei; die Marquise glaubte wenigstens eine gewisse Unruhe an ihm zu entdecken und auch Maximilian gab zu, daß Zeichen einer größeren Erregung an ihm zu erblicken waren. „Stellen Sie ihn doch einmal auf die Probe,“ rief Maximilian endlich, „machen Sie ihm deutlich, daß Sie Lust hätten, ihn an mich abzutreten.“

„Wozu das?“ entgegnete die Marquise.

„Um zu erfahren,“ antwortete Maximilian, „ob er überhaupt bestimmte Neigungen und Wünsche hat. Vielleicht ist es ihm gleichgiltig, wer sein Herr ist; dann werden Sie nicht mehr zweifeln, daß seinem Benehmen Veranlassungen zu Grunde liegen, die in keinem Zusammenhange mit Ihren Besorgnissen stehen.“

Die Marquise gab, obwohl ungern, dennoch nach; sie rief Ladak, der sich eben zurückziehen

wollte, herbei, und richtete ein paar russische Worte an ihn, indem sie dabei auf Maximilian deutete.

Kaum hatte sie gesprochen, als der Tartar zusammenzuckend sich mit einer heftigen Bewegung ihr zu Füßen warf und den Saum ihres Kleides fassend, denselben mit flehentlicher Geberde an die Lippen drückte; dabei stieß er abgebrochene Laute hervor und es war, als hätte er Mühe, einen Ausbruch thierischer Wildheit niederzukämpfen.

Scheu wich die Marquise zurück; auf diesen leidenschaftlichen Protest war sie nicht gefaßt gewesen, gewaltsam befreite sie ihr Gewand aus den Griffen des Tartaren und befahl ihm halb drohend halb erschreckt sich zu erheben.

„Er will sich nicht verschenken lassen!“ murmelte Maximilian. „Ich bin überrascht über die Schnelligkeit, mit der er Ihren Antrag begriff.“

„Hätte ich es doch nicht gethan!“ fiel die Marquise ein, die sich von ihrer Bestürzung nicht zu erholen vermochte, „diese Scene erinnert mich an jene Nacht, in welcher ich ihn in meinem Vorzimmer einen Dolch schwingend fand. Warum haben Sie mich gezwungen, ihn zu befragen und warum helfen Sie mir nicht, ihn fortzuschicken!“

Maximilian schwieg; er war sehr ernst geworden und beachtete Ladak, der sich langsam entfernte; der letztere hatte offenbar noch nicht die Gewißheit, die er verlangte; in gebückter, schlaffer

Haltung näherte er sich der Thür, seine spähenden und forschenden Augen nach der Marquise hinwendend. Als diese jetzt eine beruhigende Bewegung mit der Hand machte, legte er die Arme kreuzweis über die Brust und seine Lippen bewegten sich wie Dankesworte flüsternd. Dann richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf und verschwand; bevor er jedoch über die Schwelle schritt, drehte er sich noch einmal um und streifte mit einem Blick des ungezähmtesten Hasses über Maximilian's Gestalt.

Weder die Marquise noch Maximilian hatten diesen Blick gesehen, da beide Ladak nicht mehr beachteten, nachdem er die Thür geöffnet hatte. Als sie allein waren, machte die Marquise ihrem Herzen in stürmischer Weise Luft. „Es kann unmöglich Ihr Wille sein," versetzte sie, „daß ich diesen Dämon noch länger in meiner Umgebung dulde! Nie hat er sich so gezeigt wie heute; es war, als sei er seiner Sinne nicht mächtig! Ich bestehe darauf, daß er mein Haus verläßt."

„Das soll er," erwiderte Maximilian nachdenklich, „aber lassen Sie mir Zeit."

„Zeit! Bis es zu spät sein wird! Maximilian, ich zittere für Sie und für mich! Worauf warten Sie noch? Haben Sie nicht genug an dem, was bisher geschehen ist?"

„Ja, ich habe genug," sagte Maximilian in

völlig verändertem Tone, „denn es ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Ich durchschaue Ladak und kann Ihnen sein Geheimniß verrathen, wenn Sie es nicht selbst entdeckt haben sollten."

„Ich weiß nur, daß mich jetzt mehr als je vor ihm fürchte."

„Glauben Sie," fuhr sich Maximilian fort, „daß es nur die Ergebenheit eines Sklaven war, die Ladak durch seinen Fußfall verrieth? Nein, ich sah es deutlich, wie sein ganzer Körper in fieberhafter Aufregung sich schüttelte, wie seine Lippen sich mit Inbrunst auf den Saum Ihres Kleides preßten, den seine Hände krampfhaft gefaßt hielten, ich sah, wie er zitterte vor dem Spruche, der ihn aus Ihrer Nähe verbannen sollte, und ich erkannte den Wahnsinn, der dieses Geschöpf beherrscht. Ladak wagte es, seine Augen bis zu Ihnen zu erheben — er ist liebestoll."

Die Marquise erbleichte und starrte Maximilian mit dem Ausdruck namenlosen Entsetzens an. Nach einer Pause, während welcher sie sich zu fassen bemühte, flüsterte sie: „Gräßlich, gräßlich! Ich war mit Blindheit geschlagen; Sie haben mir einen schauderhaften Abgrund enthüllt!"

„Hätte ich Sie nicht enttäuschen sollen?" fiel Maximilian ein, „hätte ich Sie mit Ihrer dunklen Angst einem Räthsel gegenüber weiter leben lassen sollen?"

„Nie wäre mir dieser schreckliche Gedanke gekommen, aber jetzt begreife ich Alles! Den Mordanfall auf Sie!“

„Er erweist mir die Ehre, eifersüchtig auf mich zu sein, darum wollte er mich aus dem Wege räumen.“

„Er muß fort! Augenblicklich!“

„Geduld, übereilen Sie nichts! Bedenken Sie, daß Sie für Ihre Person von seinem Wahnsinne nichts zu besorgen haben, Sie unterwerfen ihn mit einem einzigen Blicke, also können Sie ihn immerhin noch unter Ihrem Dache behalten.“

„Ich werde keine Nacht mehr schlafen.“

„Warum nicht? Haben Sie nicht Kammerfrauen und Dienstboten zu Ihrem Schutz? Haben Sie keinen Riegel an der Thür Ihres Schlafzimmers? Nein, Ihnen droht keine direkte Gefahr, wohl aber würden Sie dieselbe heraufbeschwören, wenn Sie Ladak heute fortjagten. Er würde Alles aufbieten, sich zu rächen und er würde vermittelst des Marquis an sein Ziel gelangen.“

„Aber es ist unmöglich, daß ich diese grauenhafte Spannung länger ertrage!“

„Ist sie nicht besser als sicheres Verderben?“

„Maximilian!“ rief hier die Marquise außer sich, „ich zweifle, daß Sie mich je geliebt haben, wenn Sie mir nicht einen Weg zur Rettung zeigen.“

„In ruhigerer Stimmung werden Sie anderer Meinung sein," entgegnete Maximilian achselzuckend, „indessen will ich Ihnen schon jetzt sagen, was ich in Bezug auf Ladak beschlossen habe — ich werde ihn tödten."

„Ein Mord!" stammelte die Marquise zurückfahrend. „Sie wollen Ihr Gewissen mit einem Verbrechen belasten! Und das sagen Sie mir, als ob es sich um ein Nichts handle!"

„Ein Mittel, ihn bei lebendigem Leibe unschädlich zu machen, giebt es nicht," antwortete Maximilian gleichmüthig, „aber Sie mißverstehen mich, Frau Marquise; ich werde diesen Menschen nicht hinterrücks überfallen, wie er es mir gethan hat, um ihm wie ein Bandit den Hals abzuschneiden, ich werde ihm nur Gelegenheit geben, seine bösen Absichten gegen mich zur That zu machen; verunglückt er dabei, so widerfährt ihm nur sein Recht."

Die Marquise sprang auf und rief, indem sie von ihrer Gemüthsbewegung getrieben, auf- und abschritt, mit ungewöhnlich scharfem Ton: „Ich fasse Ihre Worte nicht! Wie ist es möglich, daß Sie mit solcher Unbefangenheit von einem Plan sprechen, der doch schließlich — ich bleibe dabei — auf einen Mord hinausläuft! Um solchen Preis würde ich nimmermehr meine eigene Sicherheit erkaufen. Ich will nichts davon gehört haben."

„Wie Sie sich ereifern!“ bemerkte Maximilian erstaunt. „Wenn Sie etwas mehr Vertrauen zu mir hätten, so würden Sie nach meiner Erklärung mir die Sache überlassen und sich nicht weiter darum kümmern. Nach dem, was ich hier soeben gesehen habe, wird es sehr leicht sein, Ladak zu einem Angriff gegen mich zu reizen, das Uebrige macht sich dann von selbst. Aber vielleicht wünschen Sie, daß ich dem Dolche des Tartaren still halte und ihn, wenn er mich nicht gut trifft, später der Polizei übergebe!“

„Wozu diese Bitterkeit!“ antwortete die Marquise sanfter als bisher, indem sie vor Maximilian stehen blieb. „Ich kann die Vorstellung, die Sie in mir wachgerufen haben, nicht ertragen! Die bloße Möglichkeit einer blutigen That erfüllt mich mit Grausen. Nichts mehr davon! Nichts mehr!“

„Welch' schwankendes, widerspruchsvolles Ding ist doch ein Frauencharakter!“ sagte Maximilian, mit zuckenden Fingern den Schnurrbart drehend. „Vor wenig Minuten noch klagten Sie mir Ihre Angst, baten mich, Sie von dem gefährlichen Menschen zu befreien und jetzt sind Sie nahe daran, um Gnade für ihn zu flehen! Behalten Sie denn in Gottes Namen Ihren Tartaren, so lange Sie wollen, aber verlangen Sie auch von mir keine Hilfe mehr. Was übrigens meine Person angeht, so werde ich schon auf der Hut sein!“

„Maximilian!“ flüsterte die Marquise weich.

Er schaute sie an; da stand sie mit gefalteten Händen, die feuchten Augen mit einem Ausdruck des tiefsten Seelenleidens auf ihn gerichtet; ihr Anblick rührte ihn nicht, er hatte kein Mitleid mit dem Schmerz, dessen Ursache er selbst war, er fand nur, daß die Marquise sich in ihrer Stellung sehr vortheilhaft ausnehme und daß sie überhaupt sehr hübsch aussehe. „Thränen!“ rief er, „Thränen ohne vernünftigen Grund! Müssen Sie denn immer gleich weinen!“

„Wessen ist die Schuld, wenn ich es gelernt habe?“

„Soll das ein Vorwurf sein?“

„Nein, Maximilian! Kein Vorwurf, nur eine Bitte! Vergessen Sie nicht, daß ich Niemanden auf der Welt habe, dem ich mein Herz öffnen könnte, als Sie, verwunden Sie mich nicht durch Ihre rauhe Ungeduld, üben Sie Milde und Schonung; Sie wissen ja, wie sehr ich deren bedarf!“

„Alles, was Sie wollen,“ entgegnete Maximilian, um die Scene zu beendigen; zugleich faßte er die Marquise bei der Hand und führte sie wieder zu ihrem Sitz mit den Worten: „Also schließen wir Frieden und überlassen wir die Frage, wie wir uns Ladak's entledigen, dem Zufalle!“

„Wenigstens geloben Sie mir, keinen Schritt

ohne meine Zustimmung zu unternehmen!“ fügte die Marquise hinzu.

„Gut, es sei!“ versprach Maximilian. Hierauf unterbrach er sich einen Moment, ließ seine Blicke sinnend auf der Marquise ruhen, um dann fortzufahren: „Jetzt sind Sie zufrieden mit mir, weil ich mich auf Gnade und Ungnade unterworfen habe; verdiene ich dafür nicht, daß auch Sie mir eine Bitte gewähren?“

„Eine Bitte?“ erwiderte die Marquise mit einiger Ueberraschung, „was hätten Sie von mir zu bitten?“

„Etwas, was Sie mir früher schon abgeschlagen haben. Ich sehne mich danach, Ihr Bild zu besitzen, lassen Sie mich dasselbe malen! Ich weiß, welche Einreden Sie auf der Zunge haben, aber ich lasse sie nicht gelten. Was kann Sie hindern? Wir sind manche Stunde allein, ohne daß wir eine Ueberraschung zu fürchten hätten; der Marquis erscheint weniger als je in Ihren Gemächern, er verkehrt, wie Sie mir selbst mitgetheilt haben, viel bei Hofe, kurz, er ist vollauf beschäftigt. Warum wollen Sie mir denn diese Freude nicht gönnen?“

„Warum? Eines Bildes bedarf doch nur der abwesende Freund und uns droht doch die Gefahr der Trennung nicht?“

„Nein, nein!“ versicherte Maximilian mit un=

gewohnter Lebhaftigkeit, „aber ich habe nun einmal das Verlangen, zu versuchen, ob es mir gelingt, Ihre Züge getreu wiederzugeben und dieses Verlangen haben Sie selbst auf's Neue angefacht, als Sie eben mit überwallender Bewegung vor mich hintraten; Sie waren so schön!"

Die Marquise schüttelte das Haupt, indem sie entgegnete: „So mag es denn sein! Aber ich muß mich zwingen, Ihnen zu willfahren, mir ist als mahnte mich ein banges Gefühl davon ab!"

„Wollen Sie sich zur Sklavin abergläubischer Vorurtheile machen?" spottete Maximilian, „gerade um Ihren Stimmungen zu trotzen und sie zu beherrschen, müssen Sie mir bald Gelegenheit geben, zu beginnen. Warum nicht gleich morgen?"

Mit einem Lächeln, das ihr nicht recht von Herzen ging, erklärte sich die Marquise bereit.

Das Bild der Marquise wurde gemalt. Maximilian hatte vielleicht noch nie von seinem Talent unter so eigenthümlichen Umständen Gebrauch gemacht. Liebte er die Marquise noch oder hatte er sie überhaupt jemals wirklich geliebt? Es fiel ihm wohl nicht ein, sich darüber zu befragen, seine Stimmung war eine so unklare und zugleich so überreizte, daß er die Dinge gehen ließ, wie sie wollten, erwartend, daß irgend eine äußere Wendung ihn zu einem Entschluß zwinge. Das Portrait der Marquise verlangte er schon darum

zu besitzen, weil seine Erinnerungsblätter, unter denen nur Julie fehlte, vollständig sein sollten; er hatte deshalb auch Rücksicht darauf genommen, daß das Bild in dem Album würde Platz finden können.

Nach seiner Ansicht hätte die Marquise sich in leichtem Sommergewand in der Hängematte ruhend darstellen lassen sollen, daraus wurde indessen nichts; die Marquise wünschte jede Umständlichkeit zu vermeiden und Maximilian mußte sich begnügen, sie in ihrer gewöhnlichen Morgentoilette zu malen. Er verwendete auf seine Arbeit stets nur eine halbe Stunde, um so wenig als möglich Gelegenheit zu Ueberraschungen zu geben, daher dauerte es einige Tage, bis das Bild fertig war; es wurde im Boudoir der Marquise gemalt. Die letztere befand sich während dieser Zeit immer in fieberhafter Aufregung, im Stillen bereute sie es bitter, daß sie das Verlangen Maximilian's erfüllt hatte; dieser dagegen schien heiter und zufrieden zu sein. Zugleich zeigte er sich wieder voll zarter und rücksichtsvoller Galanterie, wie ihn die Marquise lange nicht gesehen hatte; nur Worte der Verehrung und Hingebung kamen über seine Lippen.

Endlich war das Bild fertig; die Marquise fand es so gelungen, daß sie fast bedauerte, sich davon trennen zu müssen; Maximilian hatte sein

ganzes Talent aufgeboten und er sagte sich selbst, daß sein Pinsel vielleicht noch nie etwas so Reizendes geschaffen habe; jedenfalls würde dieses mit so viel Fleiß ausgeführte Gemälde das kostbarste Blatt seines Albums werden.

An dem Morgen, an welchem Maximilian die letzte Hand an das Bild gelegt hatte, bewahrte die Marquise es, wie sie auch früher gethan, in einer wohlverschlossenen Kassette bei ihren Juwelen; Maximilian sollte es dann bei einer späteren Gelegenheit mit sich nehmen. Die Marquise war fest überzeugt, daß die Sache ein Geheimniß geblieben sei, ihr Boudoir hatte während Maximilian's Anwesenheit Niemand betreten, am allerwenigsten war Ladak dort erschienen, der jetzt von der Marquise in größerer Entfernung gehalten und nur selten von ihr zu Dienstleistungen benutzt wurde.

In der ersten Stunde nach Mittag an demselben Tage, an welchem Maximilian sein Werk vollendet hatte, ruhte die Marquise unbeschäftigt auf ihrem Divan; sie hatte eben ihre Kammerfrau entlassen, von der sie für das Diner angekleidet worden war. Die Zeit, wo gewöhnlich das Mahl aufgetragen wurde, war bereits gekommen, der Marquis aber war ganz gegen seine sonstige Pünktlichkeit noch nicht zu Hause. Um sich die Langeweile des Wartens abzukürzen, nahm die

Marquise das Portrait, dessen Farben indessen getrocknet waren, hervor und versenkte sich in die Betrachtung desselben. Sie fragte sich, ob sie wirklich noch so hübsch sei, wie sie hier sich zeigte; über das Bild war ein Hauch der Jugendlichkeit, gedämpft durch einen leichten Zug von schwermüthiger Träumerei verbreitet, der fast wie Schmeichelei aussah; sie ergriff einen Handspiegel und blickte zögernd hinein. Eine flüchtige Röthe stieg auf ihre Wangen, indem sie sich leise eingestand, daß sie sich doch längst nicht mehr im Frühling, sondern im Sommer des Lebens befinde.

Aber die Prüfung, der sie sich nicht ohne Scheu unterzog, flößte ihr keine Beunruhigung ein; sie war in der That jünger als ihre Jahre; die gleichgiltige Unbefangenheit, mit welcher sie unter alltäglichem Treiben ihr Dasein verbracht hatte, war die Beschützerin ihrer Schönheit gewesen; noch keine Falte verunzierte ihre weiße, durch das gepuderte Haar zierlich eingerahmte Stirn, ihre Wangen, ihr Hals hatten noch nichts von den anmuthigen Linien eingebüßt, ihre Lippen waren rosig und voll und ließen, als sie sich jetzt mit einem befriedigten Lächeln öffneten, den Schmelz der kleinen glänzenden Zähne durchschimmern.

Die Marquise war zufrieden mit sich und sagte sich, daß das Blatt, welches sie in der Hand hielt,

keine Lüge sei. „Aber," so flüsterte sie seufzend, „wie lange werde ich wohl noch diesem Wesen gleichen?"

Eine Störung riß sie aus diesen Gedanken empor; sie hörte Jemanden im Vorzimmer sich bewegen; sie hatte nicht mehr Zeit, sich zu erheben und das Bild an seinem Platze zu bergen, sie warf es eilig auf einen neben den Divan stehenden Ecktisch und legte den Spiegel darauf; dieser war mit seiner reichen silbernen Einfassung eben groß genug, um es zu bedecken.

Kaum war das geschehen, als die Thür nach einmaligem Klopfen sich öffnete; ihre Kammerfrau erschien und meldete den Grafen Lestocq. Die Marquise hatte keinen Grund, den alten Freund ihres Hauses abzuweisen und nach wenigen Sekunden stand der Gast, sich höflich verbeugend, vor ihr.

„Ei, mein Herr Graf," rief ihm die Marquise entgegen. „Sie fangen an, ein Fremdling in diesen Räumen zu werden! Sie haben mir nicht einmal angezeigt, daß ich daran denken muß, einen anderen Leibarzt zu suchen."

„Nein, Frau Marquise, das sollen Sie nicht!" entgegnete Lestocq, „meines Grafentitels und meiner anderen Würden ungeachtet, möchte ich nicht auf die Ehre verzichten, Ihr Vertrauen zu besitzen. Das ich mich seither nicht nach Ihrem Be-

finden erkundigte, werden Sie den Umständen zu Gute halten, es wird nicht immer so sein."

„Sie hätten mir wenigstens Gelegenheit geben sollen," fuhr die Marquise fort, indem sie Lestocq einen Platz sich gegenüber anwies, „Ihnen zu Ihrer bevorstehenden Vermählung Glück zu wünschen; ich hole das jetzt von Herzen nach."

Dankend küßte Lestocq die Hand der Marquise, während die letztere hinzusetzte: „Aber aufrichtig gestanden, Sie machen mir nicht den Eindruck eines in der baldigen Erfüllung seiner Hoffnungen schwärmenden Verlobten, gleich als Sie eintraten, schien es mir, als verdüstere ein Schatten Ihr Gesicht."

„Der Schein hat Sie nicht betrogen, Frau Marquise."

„Ich zweifle nicht, daß die Ursache Ihrer Verstimmung vorübergehend ist; Sie haben eine sehr gute Wahl getroffen!"

„Fräulein von Mengden ist das beste edelste Gemüth von der Welt, ich segne das Schicksal, welches mich mit ihr zusammenführte. Wäre Alles so mit meinen Hoffnungen in Einklang, wie diese Verbindung, ich dürfte mein Los als das beneidenswertheste preisen. Leider wäre das zuviel des Guten und so ist denn dafür gesorgt, daß von anderer Seite sich unheildrohende Wolken aufthürmen."

„Sie spielen auf die Verhältnisse am Hofe an?“

„Allerdings, Frau Marquise! Warum sollte ich es Ihnen verhehlen, daß sich die Dinge nicht so gestalten, wie ich zu erwarten kühn genug war.“

„Ich sollte aber doch meinen, daß bei dem Danke, welchen die Kaiserin Ihnen schuldet, Ihre Stellung eine in jeder Hinsicht bevorzugte und gegen alle Stürme gesicherte sein müßte!“

„So sollte es wohl sein,“ bemerkte Lestocq achselzuckend, „aber die Elemente, nach denen sich Macht und Einfluß am Hofe gestalten, sind durchaus unberechenbar geworden und ich selbst habe vielleicht dazu beigetragen, den Boden unter meinen Füßen zu lockern.“

„Wie soll ich mir das erklären?“

„Wenige Worte werden genügen, um Sie aufzuklären. Ich war in der Absicht hierher gekommen, um mit dem Herrn Marquis, der gleich mir durch die sich ändernde Situation berührt wird, eine Unterredung zu haben; ich fand ihn nicht in seinem Kabinet und möchte seine Zurückkunft, der man, wie ich höre, jede Minute entgegensieht, erwarten. Sie haben sich, Frau Marquise, um unsere gemeinschaftliche Thätigkeit im Interesse der Thronbesteigung der Kaiserin wenig bekümmert, Sie wissen daher nicht —“

„Verzeihen Sie,“ fiel die Marquise ein. „Sie

hätten sagen müssen, mein Herr Gemahl habe es stets überflüssig gefunden, mich an seinen Bestrebungen im Geiste theilnehmen zu lassen. Ich glaube, daß es mir nicht an Interesse für ernste Fragen gefehlt hätte, wenn der Marquis dieses Interesse hätte wecken wollen. Aber, wenn ich nicht irre, sind das seine Schritte, die sich draußen vernehmen lassen."

Es war in der That so, wie die Marquise sagte; mit einiger Lebhaftigkeit wurde die Thür geöffnet und der Marquis trat ein; seine Gegenwart im Boudoir seiner Gemahlin war ein seltenes Ereigniß, dessen Bedeutung noch dadurch wuchs, daß er auffallend ernst dreinblickte. Er verneigte sich leicht gegen die Marquise, grüßte Lestocq, der auf ihn zuging und sagte: „Man theilt mir mit, Lestocq, daß Sie mich suchen, ich kann mir denken, was Sie zu mir treibt."

„Ich muß mich wegen der unpassenden Stunde entschuldigen, Herr Marquis," antwortete Lestocq. „Ihre Tafel wird bereits servirt sein, aber ich konnte dem Verlangen, einen freien Moment zur Besprechung mit Ihnen zu benutzen, nicht widerstehen!"

„Keine Entschuldigungen!" rief der Marquis. „Denken Sie, es ist heute das erste Mal in meinem Leben, daß ich unpünktlich mein Diner ver-

säume? Ich besuchte den Kanzler Grafen Bestuscheff; dort traf ich den österreichischen Gesandten, Marquis Botta, und diese Begegnung erregte mich so, daß ich es für nothwendig hielt, vor dem Essen meinen Schlitten noch einen Umweg durch einige Straßen machen zu lassen. Nun, da Sie noch hier sind, leisten Sie uns Gesellschaft, man servirt bereits. Kommen Sie, Frau Marquise."

„Ich bleibe, wenn Sie mir erlauben, Herr Marquis, bei Tische von dem zu reden, was bei Hofe im Anzuge ist."

„Das wollen wir! Wir sind heute zu einer Ausnahme von der Regel gezwungen. Die Erinnerung an die Haltung des österreichischen Gesandten würde mir den Appetit verderben, wenn ich meinen Gefühlen nicht freien Spielraum gewähren könnte."

Die Marquise war auf die Aufforderung ihres Gemahls hin aufgestanden und schickte sich an, seinen Arm zu nehmen, da zuckte ihr ein jäher Schreck durch die Glieder; sollte das Bild unter dem Spiegel liegen bleiben?

„Was ficht Sie an, Madame?" fragte der Marquis befremdet. „Sie wenden sich ab!"

„Ein plötzliches Unwohlsein!" stammelte die Marquise, „lassen Sie mich noch einige Minuten hier, es wird nicht von Dauer sein, ich folge Ihnen."

„Nicht doch, nicht doch!" schloß der Marquis in unfreundlichem Tone, „beherrschen Sie sich, Sie leiden ja nie an solchen Zufällen, Sie haben zu lange auf das Diner warten müssen, das ist Alles. Also rasch zur Tafel!"

Die Marquise wagte nicht mehr zu widerstreben, sie hatte die Fassung verloren und fürchtete in Gegenwart Lestocq's eine peinliche Scene zu erleben; sie ließ sich fortziehen. Ihr einziger Trost war, daß es Niemandem in ihrer Abwesenheit einfallen würde, den Spiegel aus seiner Stelle zu rücken. Als sie mit angstvoll pochendem Herzen am Arme des Marquis und von Lestocq begleitet nach dem Speisesaale ging, begegnete ihr Ladak; er trat demüthig in einen Winkel des Korridors, um seine Herrin vorüber zu lassen.

Lestocq hatte die plötzliche Veränderung in dem Wesen der Marquise wohl bemerkt, er hatte die Dame erbleichen sehen und als erfahrener Arzt und Menschenkenner hatte er sofort errathen, daß die Ursache dieses Zustandes nicht einem Körperleiden, sonder einer Gemüthsbewegung entsprang, deren Veranlassung ihm allerdings unerforschlich blieb. Sollte zwischen dem Marquis und seiner Gemahlin ein geheimer Kampf ausgebrochen sein, welcher den Frieden des Hauses bedrohte? Sollte der Marquis, die Treue seiner Gemahlin bezweifelnd, auf Strafe und Rache sinnen? Lestocq ver-

mochte sich diese Fragen nicht zu beantworten; er hatte die Marquise, nachdem er sie längere Zeit nicht gesehen, so gänzlich unbefangen gefunden, sie hatte bis zu dem Moment, wo sie aufgefordert wurde, sich zur Tafel zu begeben, eine anscheinend so gleichmüthige Haltung bewahrt, daß er mit seinen Vermuthungen völlig im Dunkeln umherschwankte; er wußte nicht einmal, ob Graf Maximilian Ostermann seine Beziehungen zur Marquise abgebrochen hatte oder nicht. Diese Unklarheit der Situation wirkte drückend auf Lestocq und in peinlicher Verstimmung betrat er mit dem Marquis und der Marquise den Speisesaal.

Schweigend setzte man sich zu Tische; die Marquise suchte eine Gelassenheit zu zeigen, hinter welcher, wie der ihr gegenüber sich befindende Lestocq beobachten konnte, sich eine tiefe Unruhe barg; der Marquis widmete für den Augenblick seine ganze Aufmerksamkeit der seiner harrenden leiblichen Beschäftigung, die ernsten Gedanken, die er mitgebracht hatte, waren einstweilen zurückgedrängt, aber nicht beseitigt. Der Anfang des Diners konnte übrigens schon darum der Unterhaltung kein interessanteres Feld eröffnen, weil die Lakaien sich fast gar nicht aus dem Raume entfernten, es wurden daher nur alltägliche Dinge leichthin berührt; erst später, als während größe-

rer Pausen Niemand von der Dienerschaft zugegen war, steuerte das Gespräch seinem eigentlichen Ziele zu.

Es war der Marquis, welche ohne weitere Einleitung das Eis brach. Als könne er dem Drange, dem, was in ihm gährte, Luft zu machen, nicht mehr widerstehen, rief er, sich selbst in einer Erzählung von Pariser Anekdoten unterbrechend, Lestocq zu: „Erinnern Sie sich noch jener Stunde, wo Sie sich so gewaltige Mühe gaben, mich zu einer Zusammenkunft mit der damaligen Großfürstin Elisabeth in Katharinenhof zu bewegen?“

„Alle jene Ereignisse und Kämpfe haben sich unauslöschlich in mein Gedächtniß eingegraben!“ erwiderte Lestocq.

„Nun, mein Freund!“ fuhr der Marquis fort, „wenn ich den Schleier, hinter den ich heute zu schauen im Stande bin, auch nur ein wenig hätte lüften können, Ihre Anstrengungen würden, glaube ich, fruchtlos gewesen sein!“

„Sie wollen damit sagen, Herr Marquis, daß Sie in Ihren Erwartungen betrogen worden sind?“

„Ich will sagen, daß ich bedauere, zu einer Veränderung mitgeholfen zu haben, die in das Gegentheil von dem, was ich erstreben mußte, umschlägt. Seit einiger Zeit ist für mich keine

Täuschung mehr darüber möglich, daß ich mich in Illusionen gewiegt habe; jeder Tag liefert mir neue Anzeichen, daß meine Berechnungen durchkreuzt werden."

„Leider bin ich gezwungen, Ihre Wahrnehmungen zu bestätigen," antwortete Lestocq, „und eben, weil ich das Bedürfniß hatte, Ihnen Mittheilungen in diesem Sinne zu machen, suchte ich Sie heute auf. Der Graf Bestuscheff ist auf dem Wege, sich einen übergreifenden Einfluß zu erobern und das ist meine Schuld, denn ich rieth der Kaiserin, ihn aus dem Gefängniß zu befreien und ihn zum Kanzler zu ernennen."

„Wohl ist das Ihre Schuld!" betonte der Marquis. „Sie kannten den Mann zu wenig, daher war es unvorsichtig, ihn zu unterstützen. Aber ich fürchte, daß ein Anderer in seiner Stellung uns ebenso gefährlich geworden wäre, denn zuletzt ist es doch die Kaiserin selbst, deren Neigungen und Launen maßgebend sind."

„Ihre Neigungen!" seufzte Lestocq. „Da liegt's, Herr Marquis; Alles würde besser stehen, wenn Aussicht vorhanden wäre, daß die Kaiserin sich zu einer ebenbürtigen Heirath entschlösse."

„Vermählen wird sie sich möglicher Weise, aber nicht mit einem Manne aus fürstlichem Blute!" warf der Marquis hin. Hier folgte eine Unterbrechung, da ein paar der bei Tafel bedienenden

Lakaien erschienen. Nach einigen Minuten nahm der Marquis die Unterredung wieder mit folgenden Worten auf: „Wenn Sie, Herr Lestocq, auch hätten verhindern können, daß Graf Bestuscheff an die Spitze der Geschäfte gestellt würde, so hätten Sie doch das Auftauchen einer anderen Persönlichkeit nicht zu hintertreiben vermocht.“

„Sie meinen Alexis Rasumowski?“ fragte Lestocq.

„Ja, den meine ich. Der neue Kammerherr kann es noch sehr weit bringen und er wird stets ein gefügiges Werkzeug derer sein, die ihn sich zu unterwerfen wissen.“

„Wenn ich das auch hätte beabsichtigen wollen,“ setzte Lestocq hinzu, „ich hätte ihn nie für mich gewonnen.“

„Ganz natürlich,“ bemerkte der Marquis, „weil Alle, die am Hofe etwas gelten, Ihre Feinde und Neider sind. Sie waren der treueste Rathgeber der Großfürstin, also hatten Sie Alle gegen sich, die das Vertrauen der Kaiserin erschleichen wollten. Sie sind Einer gegen Viele und Rasumowski ist zu klug, um das nicht zu ermessen und sich nicht zu sagen, daß er sich auf Sie allein nicht stützen kann. Er ist ein blindes Geschöpf des Kanzlers Bestuscheff und dessen täglich wachsender Partei.“

„Sollte man mich angreifen,“ sprach Lestocq

weiter, „so werde ich mich zu vertheidigen wissen und die Kaiserin wird sich nicht beeilen, ihre Hand von mir abzuziehen.“

„Diese unsichere Lage ist ein trauriges Resultat Ihrer Verdienste!“ schaltete die Marquise, die bis dahin sich nicht an der Unterhaltung betheiligt hatte, zu Lestocq gewendet ein.

„Traurig, ja!“ rief der letztere. „Aber ich habe im Grunde noch nichts verloren, während der Herr Marquis sich schon über die Ungunst der neuen Verhältnisse zu beklagen hat.“

„Und doch höre ich,“ forschte die Marquise, „daß die Kaiserin gegen Sie, mein Gemahl, dasselbe Wohlwollen wie früher an den Tag legt?“

„Warum sollte sie das auch nicht?“ murmelte der Marquis. „Sie kann mich immerhin freundlich empfangen, wie sie das in den letzten Audienzen zu thun nicht ermangelt hat und dabei doch den Anstrengungen meiner Gegner durchaus hold sein; daß sie das aber ist, darüber habe ich heute die genügendste Aufklärung erhalten.“

„Sie wollen damit Ihre Begegnung mit dem österreichischen Gesandten beim Kanzler Bestuscheff bezeichnen?“ fragte Lestocq.

„Nichts Anderes!“ Sie haben begriffen, daß ich nicht um persönlicher Vortheile willen mich in die Angelegenheiten Rußlands mischte, sondern daß es meine Aufgabe war, den Interessen Frank-

reichs den Sieg zu verschaffen. Frankreich ist im Kriege mit Oesterreich, wir verwerfen die pragmatische Sanktion des Kaisers Karl, es ist uns geglückt, Oesterreich so zu isoliren, daß diese Macht unterliegen muß und eine Zerstückelung der an Maria Theresia vererbten Länder nicht verhindert werden kann. So war es von der höchsten Wichtigkeit, dafür zu sorgen, daß Rußland neutral bleibe, wie es das bis vor Kurzem gewesen ist."

„Das ist es doch noch!" rief Lestocq erstaunt.

„Aber schwerlich auf lange," fuhr der Marquis fort; „ich hatte den österreichischen Gesandten, Herrn Marquis von Botta, seit geraumer Zeit nicht gesehen, wie das bei unserer jetzigen Situation natürlich ist; heute Morgens traf ich mit ihm im Vorzimmer des Kanzlers Bestuscheff zusammen; während ich mich meines Pelzes entledigte, kleidete er sich zum Fortgehen an. Wir begrüßten uns kalt und förmlich, dabei fiel mir auf, daß der Herr Marquis eine sehr zuversichtliche Miene machte. Eben wollte ich bei dem Kanzler eintreten, als eine dritte Person, Graf Woronzoff, ein Parteigänger Bestuscheffs, erschien; Woronzoff ließ sich mit dem österreichischen Gesandten in ein Gespräch ein; ich hörte ihn fragen, was für Nachrichten man aus Wien habe. „„Gute, sehr gute!"" lautete die nachdrücklich und trium-

phirend hervorgebrachte Entgegnung. Ich fühlte, daß das mir galt und die Bestätigung wurde mir im Kabinet des Kanzlers. Ich sondirte das Terrain und schied mit der Ueberzeugung, daß Rußland der Bundesgenosse Oesterreichs werden wird. Damit sind denn meine Pläne vollständig gescheitert."

Als der Marquis geendet, schob er mit einer unwillkürlichen Zornesbewegung den Teller vor sich hin und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Lestocq wollte einfließen lassen, daß man die größten Anstrengungen machen müsse, um diesem Schiffbruch der französischen Politik vorzubeugen und Bestuscheff's Position durch geheime Kanäle zu untergraben, indessen konnte er nicht zu Worte kommen, da während einer Viertelstunde die Dienerschaft bis zum Schlusse der Mahlzeit störend ab und zu ging.

Der Marquis starrte vor sich hin, die Marquise schien die Beute einer steigenden Ungeduld zu sein und bereits machte sie Miene, sich zu erheben, als der Marquis noch einmal seine zu bitterem Lächeln verzogenen Lippen öffnete und sagte: „Ich habe ganz vergessen, einer anderen Ueberraschung zu gedenken, welche mir der heutige Tag brachte; hat Sie, Frau Marquise, der Graf Ostermann schon von seinem Entschlusse unterrichtet, Rußland zu verlassen?"

10*

Die Marquise sah ihren Gemahl an, als habe sie ihn nicht recht verstanden. „Graf Maximilian?“ murmelte sie, während sie so bleich wurde wie die Serviette, die sie gerade aus der Hand legte. „Das ist wohl ein Irrthum?“

„Nein, Madame!“ entgegnete der Marquis, während er mit einem scharfen Blick die verstörten Züge seiner Gemahlin prüfte. „Sie können dem Grafen glückliche Reise wünschen, wenn er sich bei Ihnen meldet, er bewirbt sich, wie ich aus dem Munde des Kanzlers vernahm, um den Posten eines Gesandten an einem deutschen Hofe.“

Die Marquise sagte nichts mehr; sie stand auf, der Marquis und Lestocq folgten ihrem Beispiel; Lestocq bat um die Erlaubniß, die Marquise nach ihren Gemächern führen zu dürfen, der Marquis grüßte und entfernte sich nach der Seite, wo sein Kabinet lag.

Am Arme Lestocq's verließ die Marquise den Speisesaal; sie schwankte und mußte sich fest auf ihren Begleiter stützen; kein Laut kam aus ihrer heftig wogenden Brust. Lestocq fragte, ob sie seiner Hilfe bedürftig sei, sie schüttelte heftig verneinend den Kopf, so daß er nicht mehr wagte, in sie zu dringen; am Eingange ihres Boudoirs angelangt, verabschiedete sie ihn mit einem flüchtigen Gruße. Er zögerte sich zu entfernen, denn er war ernstlich beunruhigt wegen der Marquise;

noch hatte er keine fünf Schritte gemacht, als er durch einen unterdrückten Schrei und ein klirrendes Geräusch erschreckt wurde; er sprang zurück, riß die Thür des Boudoirs auf; die Marquise war ohnmächtig niedergesunken, ein zersplitterter Handspiegel lag neben ihr.

Elftes Capitel.

Die Wettfahrt.

Generalmajor Grünstein hatte auf der Fahrt nach Zarskoe-Muisa, die er im Gefolge der Kaiserin Elisabeth machen mußte, den Vorsatz gefaßt, gleich nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt den Mann aufzusuchen, den er als den eigentlichen Feind seines Glückes betrachtete und der allein vielleicht über das Schicksal Kathinka's Auskunft zu geben vermochte. So lange er der Meinung gewesen war, er habe nur die Abneigung des schönen Kindes gegen seine eigene Person zu überwinden, hatte Grünstein sich noch immer geschmeichelt, daß ihm das mit Hilfe prächtiger Geschenke und glänzender Versprechungen für die Zukunft gelingen könne, von jenem Augenblicke an aber, wo Kathinka selbst in so bestimmter Weise ihm ihre Liebe zu einem Anderen zu erkennen gegeben hatte, war er mit sich einig darüber geworden, daß auf gewöhnlichem Wege nichts mehr zu er-

reichen war. Damals, als ihm Kathinka, nachdem er sie eben den Verfolgungen der Soldaten entrissen, Halling's Namen mit so aus dem Herzen kommender Wärme genannt hatte, war in Grünstein die Reue darüber aufgestiegen, daß er nicht früher genau nachgeforscht und seine Maßregeln getroffen hatte; List und Schlauheit, unterstützt durch eine kleine Gewaltthat, die er im Nothfalle nicht verschmäht haben würde, hätten ihn zum Ziel führen können, wenn er rechtzeitig den Nebenbuhler beseitigt hätte, anstatt seine Schmeicheleien und Ueberredungskünste an Kathinka nutzlos zu verschwenden.

Durch das unerklärliche Verschwinden Kathinka's war er überrumpelt worden, wie ein lässiger Feldherr durch einen unvorhergesehenen Flankenmarsch des Feindes. Nun half ihm der Beistand der Mutter wenig oder gar nichts, die herzlos und gleichgiltig nicht den geringsten Schmerz über die verlorene Tochter zu empfinden schien. Grünstein selbst hätte die Nachricht, daß Kathinka nicht mehr lebe, mit mehr Fassung hingenommen als die Gewißheit, von ihr durch einen wohl überlegten Schachzug besiegt worden zu sein, und je öfter er sich die letzte Unterredung, die er mit ihr gehabt hatte, vergegenwärtigte, desto stärker wurde der Glaube, daß er durch einen klug berechneten Plan aus dem Felde geschlagen wer-

den solle. Das Versprechen Kathinka's, Halling nicht wiedersehen zu wollen, bevor Grünstein auf ihre Hand verzichtet habe, war und blieb unter allen Umständen ein Räthsel, das sich der letztere zu deuten nicht im Stande war.

Der Entschluß, Halling's Bekanntschaft zu machen, war ihm leicht geworden, sein Stolz hätte sich sogar entschieden dagegen empört, wenn er überhaupt die Kraft gehabt hätte, etwas Anderes zu sein als willenloser Sklave der ihn beherrschenden Leidenschaft. Freilich trieb ihm der Gedanke, daß er, der Generalmajor und Adjutant der Kaiserin, sich fast als Bittender dem einfachen Handwerksmeister nahen sollte, das Blut in's Gesicht, aber er beruhigte sich wieder bei dem Gedanken, daß es ja nur zunächst gelte, das Dunkel zu zerstreuen, welches über dem Schicksal der Verschollenen schwebte. War ihm das einmal gelungen — und er traute sich soviel Scharfsinn zu, um jede Verstellung des begünstigten Liebhabers zu durchschauen — dann hatte er durchaus freie Hand, er konnte nach Gutdünken operiren. Während der ganzen Rückfahrt von Zarskoe-Muisa nach Petersburg malte er sich die Haltung aus, die er bewahren mußte, um mit Halling zu einem befriedigenden Ende zu kommen. War dieser nicht ein armer Tischler ohne feinere Bildung, ein Mann, der sich mit seinen Ansprüchen über seinen Stand

hinaus verirrt hatte? War es nicht möglich, daß dem Verhältniß zu Kathinka nicht reine Neigung, sondern auch Hoffnung auf weltliche Güter zu Grunde lag? Und wenn es sich so verhielt, ließ jener sich nicht um so eher mit einem materiellen Opfer abfinden, als sich seiner Verbindung mit Kathinka viele und schwere Hindernisse entgegenstellten? Das wiederholte sich Grünstein so lange, bis er sich in diese Ueberzeugung fest hineinphantasirt hatte und bis er endlich sich vornahm, sich mit Frau Kerner, bei der er Halling's Wohnung erkunden wollte, hierüber zu verständigen. Auch fiel ihm ein, daß er versuchen konnte, Halling durch Drohungen einzuschüchtern, die ihre Wirkung nicht verfehlen würden, wenn jener von Kathinka's Aufenthaltsort unterrichtet war.

Indeß Grünstein's Ungeduld, durch solche Vorstellungen angefacht, mit jeder Minute wuchs, so daß ihm der pfeilschnell dahinfliegende Schlitten sich unerträglich langsam durch den Schnee zu schleppen schien, hatte der verachtete Tischlermeister keine Ahnung von dem vornehmen Besuch, der ihm drohte.

In jener Nacht, in welcher Halling von Gregor, den er in seiner Gewalt zu haben wähnte, überrumpelt und gewissermaßen in seiner eigenen Falle gefangen worden war, hatten die leicht herbeigerufenen Gesellen ihn erlöst, indem sie die

durch Gregor verschlossene Thür von Außen aufbrachen; der Schrecken dieser Leute, die zuerst befürchtet hatten, es habe sich ein Unglück ereignet, verwandelte sich in Bedauern, als sie hörten, wie der ränkevolle Bursche sich der Verfolgung geschickt entzogen hatte. Daß alle Bemühungen, des Flüchtlings habhaft zu werden, überflüssig sein würden, sah Halling ein, er begab sich daher, auf seine Rache verzichtend, in sein Schlafgemach, ohne Aussicht der Ruhe zu genießen, deren er nach den Erlebnissen im Polizeigefängnisse so sehr bedürftig war. Wohl konnte er die Aufregung, in welche ihn die mit Gregor durchgefochtene Scene versetzt hatte, allmälig unterdrücken, aber nur um von einem Heer trauriger und beängstigender Vorstellungen heimgesucht zu werden, in denen Kathinka durch feindselige Gewalten immer weiter und weiter von ihm getrennt erschien. Vergebens sagte er sich, er sei nun frei und in Sicherheit, bald werde er Kathinka über sein Ausbleiben bei der verabredeten Zusammenkunft aufgeklärt haben, bald werde er Mittel und Wege finden, sich mit ihr an einem andern Orte zu sehen, um seine Zukunft mit ihr zu besprechen. Mochte seine erhitzte Einbildungskraft ihn auch für Momente über allen Widerstand triumphiren lassen, mochte er sich sogar den Entschluß einer Entführung als letzte Rettung vorgaukeln — immer und immer

wieder packte ihn Niedergeschlagenheit und dumpf-lastende Sorge.

Erst dann wurde ihm etwas leichter zu Muth und seine Beklommenheit machte einer zuversichtlicheren Stimmung Platz, als der spät grauende Tag die jede finstere Ausgeburt der Seele begünstigende Nacht vertrieb. Er meinte beinahe etwas damit gewonnen zu haben, daß er am frühen Morgen trotz der entbehrten Stärkung durch den Schlummer rüstig auf den Füßen stand, sich sagend, daß er nun schleunigst Kathinka Nachricht von sich geben müsse.

Zu überlegen und zu wählen hatte er nicht viel; das Nächste, was er unternahm, mußte ein Versuch sein, die Bäuerin aufzufinden, deren Kathinka sich als Botin bedient hatte. Der Ort, wo am Unglückstage seiner Verhaftung Kathinka ihn erwarten wollte, war ihm damals genau bezeichnet worden, dorthin also hatte er seine Schritte zu lenken. Sobald seine Gesellen in der Werkstatt versammelt waren, ordnete er das Nothwendigste an und ließ sich über Einzelnes berichten, ohne mit seinen Gedanken recht dabei zu sein; die Arbeit, die sonst seine Freude gewesen war, mußte sich jetzt als Nebensache behandeln lassen, was half ihm alles Schaffen und Streben, wenn sein Glück nicht gefördert wurde!

Sobald er loskommen konnte, machte er sich

auf den Weg nach dem Hause, welches ihm die Bäuerin genannt gehabt hatte; die abgelegene Straße erreichte er in kurzer Frist und in einer Branntweinschenke erkannte er das Haus. Die verwahrloste Umgebung berührte ihn wie eine üble Vorbedeutung. Beklommenen Herzens eilte er weiter über den Flur des Hauses in die Schenkstube. Dort ließ er sich ein Glas Branntwein geben, das er jedoch nicht trank; er that nur, als nippe er daran. Dann fragte er nach der Bäuerin. Die Wirthsleute antworteten, die Bäuerin sei fort, die Kammer, welche sie gemiethet gehabt habe, sei wieder leer. Halling wollte nicht weiter forschen, aber er ließ sich die Kammer zeigen. Welch' häßlicher Raum war das! Und hier hatte Kathinka eine Zuflucht suchen müssen, hier hatte sie seiner geharrt und er war nicht gekommen!

Bekümmerter als je verließ er den unfreundlichen Ort und trat, um eine Hoffnung ärmer, den Heimweg an. Was sollte er nun beginnen? Sollte er wieder an Kathinka schreiben und den Brief selbst überbringen? Und was dann? Wie lange sollte das noch so bleiben? Auf günstige Zufälle, welche ihn an das Ziel seiner Wünsche brächten, konnte Halling nicht hoffen, ihm stand der unwandelbar feindselige Sinn der Mutter entgegen, der ihn zwang, sich durch trotzige Selbsthilfe seine Kathinka zu erobern. Es sollte und

mußte bald etwas geschehen, das stand fest in ihm, wenngleich er über das Wie sich noch nicht klar war. Einen Augenblick fiel ihm auch die Großfürstin Elisabeth ein, die ja nun in wunderbarer Weise Kaiserin geworden war: er hatte wegen ihr manche Unbill ertragen müssen, dafür hätte sie ihm nun wohl beistehen können. Aber mit Schrecken vergegenwärtigte er sich alle die peinlichen Erlebnisse, die über ihn hereingebrochen waren, seit man ihn wider seinen Willen in die Händel der hohen Herrschaften verwickelt hatte; er mochte nichts mehr mit diesen Kreisen zu schaffen haben, in denen, wie es ihm schien, Niemand seines Lebens recht sicher war.

Als er nach einer raschen Wanderung und in aufgeregter Stimmung wieder in seiner Werkstatt anlangte, fand er seine Gesellen um einen fremden jungen Mann versammelt, der ihnen etwas zu erzählen schien. Halling fragte nach dem Begehr des Fremden.

Dieser selbst antwortete, er arbeite bei dem Goldschmied Kerner; in der letzten Nacht sei Kerner gestorben, die Wittwe habe den Arbeitern gesagt, sie möchten Alles besorgen, was zum Begräbniß ihres Meisters erforderlich sei, sie habe keine Zeit dazu.

„Kerner ist todt!“ fiel Halling dem Redenden erschüttert in's Wort. „So plötzlich!“ Er konnte

nicht weiter sprechen; der Gedanke an Kathinka, die nun der Willkür der Mutter ganz schutzlos preisgegeben war, erfüllte ihn mit Schmerz und Schrecken.

„Ich habe," fuhr der junge Mann fort, „den Sarg für den Verstorbenen hier bestellt, da Frau Kerner uns nicht angewiesen hat, wohin wir uns wenden sollen; sie ist ganz verwirrt und betäubt durch das doppelte Unglück; seit heute Morgen vermißt sie ihre Tochter."

„Kathinka!" rief Halling mit erstickter Stimme. „Kathinka —"

„Ja, sie ist verschwunden," wiederholte der Arbeiter, „sie hat einen Theil der Nacht bei dem Sterbenden gewacht und muß heute in aller Frühe das Haus verlassen haben, Niemand weiß, was aus ihr geworden ist."

Das war zuviel für Halling; der starke Mann begann zu zittern, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Betroffen durch das Entsetzen, welches sich in seinen Zügen spiegelte, starrten ihn seine Gesellen an; Niemand sprach ein Wort.

Unfähig sich zu beherrschen, eilte Halling in sein Zimmer, dem Arbeiter winkend, daß er ihm folge; dort faßte er den jungen Mann bei der Hand und beschwor ihn, nach Athem ringend, ihm Alles zu berichten, sich genau zu besinnen, daß ihm kein Umstand entgehe.

Der durch diese außerordentliche Theilnahme überraschte Arbeiter konnte nicht viel hinzufügen; daß zwischen Mutter und Tochter, wie schon öfter, so auch gestern eine heftige Scene sich ereignet habe, war im Hause bemerkt worden, die Entfernung Kathinka's hatte Niemand beobachtet, da Alles noch im Schlafe gelegen hatte.

Halling glaubte den Verstand zu verlieren, die Hände vor das Gesicht drückend, wankte er im Zimmer auf und ab. Die gräßliche Vorstellung, daß Kathinka sich das Leben genommen, wollte und konnte er nicht fassen. Aber wohin war sie entflohen? Jetzt im tiefen Winter! In Petersburg hatte sie Niemand, der sie aufnehmen konnte, dessen war er sicher.

Nach einer Weile wendete sich Halling wieder an den Arbeiter, der wartend stehen geblieben war. „Geh, mein Freund," stammelte er „und nimm einen von meinen Gesellen mit, wir werden den Sarg für den Entschlafenen dann anfertigen."

Der junge Mann entfernte sich, einen mitleidigen Blick auf Halling werfend. Der letztere ließ sich auf einen Sessel sinken und legte das Haupt in die Hände.

So saß er eine geraume Zeit, ohne sich zu rühren. Es war ihm, als sei ein Wetterschlag auf ihn herniedergefahren, der seine Sinne lähmte. Er konnte nicht denken, eine Angst, die sein Ge-

hirn auseinander zu sprengen drohte, hielt ihn in ihrem übermächtigen Bann.

Drei Viertelstunden etwa waren verflossen, als Halling's Geselle zurückkehrte; Halling hörte ihn kommen, er sprang auf, trat unter die Thür der Werkstatt und rief, was für Nachrichten er bringe.

Der Geselle konnte nur das bestätigen, was der Arbeiter aus Kerner's Haus gemeldet hatte; Kathinka's Verschwinden war noch durch nichts aufgeklärt.

Halling schloß die Thür und setzte sich wieder auf seinen alten Platz. So waren die quälenden Phantasien, welche ihn während der Nacht verfolgten, zur Wahrheit geworden. Kathinka war fort; wäre sie gestorben, sein Weh wäre nicht so bitter gewesen wie das, was er jetzt empfand. Kein Zeichen hatte sie ihm gegeben, keine Spur für ihn hinterlassen; wie hatte sie das über sich gewinnen können? Hatte sie, an Allem verzweifelnd, den Tod gesucht? Nein, nein! rief es in ihm, das kann nicht sein!

Den ganzen Tag verbrachte er in einer martervollen Spannung; er meinte, es müsse irgend eine Kunde kommen. So oft sich ein ungewohntes Geräusch vernehmen ließ, zuckte er zusammen. Aber es kam Niemand, es wurde kein Brief, keine Nachricht gebracht. Als die Nacht hereinbrach,

meinte Halling, er ertrüge es nicht mehr. Und doch mußte er es ertragen, mußte stillhalten und sich dem Unbegreiflichen unterwerfen.

Der zweite und ein Theil des dritten Tages verstrichen genau in derselben Weise, von Thätigkeit war für Halling keine Rede, durch die schlaflosen Nächte war er auch körperlich zu sehr erschöpft, als daß er hätte zugreifen können. Am Nachmittag des dritten Tages, als es bereits dämmerte, konnte er sich nicht mehr halten, er wollte es wagen, Frau Kerner aufzusuchen. Er führte diesen Entschluß sofort aus; vielleicht, meinte er, ist die harte Frau, niedergebeugt durch den Tod ihres Mannes und das spurlose Verschwinden ihrer Tochter jetzt eher einem warmen Worte zugänglich.

Er kleidete sich schnell an und begab sich nach dem Kerner'schen Hause. Es dämmerte bereits, als er in den Laden trat; Frau Kerner kam aus dem anstoßenden Zimmer und fragte ihn, was er wünsche; sie erkannte ihn nicht.

Halling nannte seinen Namen und machte sich gefaßt auf eine heftige, leidenschaftliche Scene; aber Frau Kerner blieb in einer Ruhe, die Halling unnatürlich und unheimlich erschien; sie starrte ihn an und äußerte nichts; da beschwor er sie, ihn nicht wie bisher abzuweisen, sie bedürfe jetzt des Trostes in ihrem Unglücke.

Sie schnitt ihm das Wort ab: „Wozu Trost? Ich brauche keinen Trost.“

„Haben Sie denn keine Angst um Ihr Kind, um Ihre Kathinka?“ entgegnete Halling.

„Sie wird schon wieder kommen, wenn es ihr schlecht geht,“ warf Frau Kerner mürrisch hin. „Aber was kümmern sich die Leute darum! Das ist meine Sache. Ich will allein sein!“ Das Letzte hatte sie heftig hervorgestoßen und dabei mit der Hand auf die Thür gedeutet. Halling, verwirrt durch dieses räthselhafte Betragen, zog sich zurück, denn er sah ein, daß er hier nichts ausrichten werde. Aber was ging in dieser Frau vor? Mit bloßer Herzlosigkeit war ihr Wesen nicht zu erklären. Entweder, so dachte Halling, haben die traurigen Ereignisse ihren Geist getrübt und sie fühlt ihre Lage nicht, oder sie schreckt vor dem Gedanken zurück, Gewißheit über das Loos ihrer Tochter zu erhalten; sie sucht sich selbst zu täuschen, um nur nicht an ein freiwilliges Ende Kathinka's glauben und sich als deren Mörderin betrachten zu müssen.

Ermattet und völlig zu Boden gedrückt, kam Halling nach Haus; mit einem flüchtigen Gruß wollte er durch die Werkstatt eilen, da übergab ihm einer der Gesellen ein zusammengefaltetes Blatt mit der Aufschrift „An Meister Halling“. Mit bebenden Händen breitete Halling es aus-

einander und las: „Kathinka gedenkt Dein, harre aus.“

Sie lebt! jubelte es in ihm, sie lebt. „Wie ist das Blatt hierher gelangt?“ rief er außer sich.

Die Gesellen erzählten, ein Bauer, der in einem Schlitten vor dem Hause vorübergefahren sei, habe es hereingetragen und nachdem er sich sagen lassen, daß Meister Halling hier wohne, aber eben nicht zugegen sei, habe er ohne auf eine Frage zu antworten, sich wieder entfernt. Halling nahm eine der in der Werkstatt eben angezündeten Lampen mit in sein Zimmer und untersuchte das Blatt auf das genaueste. Es stand keine Silbe mehr darauf, als er schon gelesen, kein Zeichen, woher es stammte, keine Mittheilung, wie er antworten könne. Was sollte dieses Geheimniß? Welche Gründe konnten Kathinka bestimmen, sich auch vor ihm zu verbergen? In Petersburg war sie auf keinen Fall; das Papier war durch einen Bauer überliefert worden — also war sie auf dem Lande — bei ihrer Amme! Wie ein heller Stern strahlte diese Gewißheit aus der Nacht, die für Halling Alles ringsumher verhüllte; auf diesen leuchtenden Punkt konnte er nun seine Blicke richten, erwartend, daß von dort aus ein neuer Tag die trostlose Finsterniß verdränge. Mit Inbrunst drückte er das Blatt der Verheißung an seine bebenden Lippen.

Zwar stürmten bald die Fragen nach dem Kern dieses Räthsels mit verdoppelter Gewalt auf ihn ein; war doch für ihn das Verschwinden Kathinka's noch keineswegs begreiflich. War sie nur deshalb entflohen, weil sie nach dem Tode ihres Vaters sich schutzlos der harten Behandlung ihrer Mutter preisgegeben sah? Wozu denn diese Eile, die ihr nicht gestattet hatte, Halling eine Botschaft zugehen zu lassen? Oder war eine für ihn bestimmte Nachricht unterschlagen worden? Auf jeden Fall konnte nur eine directe Gefahr die plötzliche Ausführung des verzweifelten Entschlusses veranlaßt haben.

In fieberhafter Ungeduld, aber doch in glücklicherer Stimmung harrte er weiterer Kunde entgegen; er fing jetzt auch an, wieder etwas zu arbeiten, aber mehr um die Leere seiner Tage auszufüllen, als aus Freude an der Thätigkeit selbst. Ehe er ganz wieder seinem Berufe leben konnte, mußte die Wiedervereinigung mit Kathinka stattgefunden haben. Wie das geschehen würde und wie sein Glück dauernd gesichert werden könnte, darüber erschöpfte er sich in nebelhaften Phantasien; er glich einem Schwimmer, der mit höchster Anstrengung die Wellen durchschneidet, ohne das Ufer zu erblicken, an welchem er landen will.

In Sehnen und Hoffen, das unzählige Male getäuscht wurde, verstrich Halling wieder eine lange

Reihe von Tagen. Schon bemächtigte sich seiner neue Entmuthigung, schon erhielt die Furcht wieder das Uebergewicht in seiner Seele, als endlich die Erlösung kam und alle Zweifel gebannt wurden.

Es war in der Dämmerung eines kurzen, durch ununterbrochenen Schneefall fast gar nicht zu seinem Rechte gekommenen Tages. Halling stand in der Werkstatt, einen Meißel in der sonst so fleißigen Hand; in lässiger Stellung schaute er dem Treiben seiner Gesellen zu; das Gefühl, daß seines Bleibens nicht in Rußland sei, daß er hier nie sich ein frohes Behagen erringen werde, war stärker als je geworden, und der Gedanke, sich eine neue Existenz in Deutschland, in der Heimath seiner Eltern zu gründen, wich nicht mehr von ihm. Seine Angelegenheiten waren leicht zu ordnen seine Ersparnisse reichten hin, sich und Kathinka in der ersten Zeit vor aller Noth zu schützen und was er in Petersburg aufgab, wurde mehr als aufgewogen durch den Besitz des geliebten Mädchens.

Mit einem Seufzer erinnerte er sich, wie weit er noch von diesem Ziele entfernt war und griff zu seinem Werkzeug, um die wachsende Unruhe durch äußere Bewegung zu betäuben. Da öffnete sich die Thür der Werkstatt und ein Mann, dessen Pelzbekleidung von Schnee starrte, trat ein.

Wie ein Blitz fuhr es Halling durch die Glieder; athemlos wartete er, daß der Mann sein Be-

gehren offenbare, er hatte nicht den Muth zu einer raschen Frage.

Der Angekommene schüttelte den Schnee von sich ab, tastete mit den erstarrten Fingern in seinen Kleidern umher und brachte nach einigem Suchen einen Brief heraus.

Jetzt fiel Halling ein Stein vom Herzen, er eilte auf den Mann zu und nahm ihm den Brief aus der Hand, dessen Umhüllung, wie er sich sofort überzeugte, seinen Namen trug. Die Frage des Mannes, ob er der Meister Halling sei, bejahend, faßte er den Boten beim Arm, als besorge er, derselbe könne wieder wie das erste Mal entrinnen. „Väterchen," rief er, „woher kommst Du?"

Der Gefragte nannte ein mehrere Meilen von Petersburg entferntes Dorf.

„Es sind wohl zwölf Werst bis dahin?"

„Mehr als das."

„Du wirst warten, bis ich das Schreiben gelesen habe?"

„Ich habe Eile, mein Schlitten steht vor dem Thor; ich muß heute noch nach Hause."

„Ein paar Minuten wirst Du doch bleiben, Väterchen? Wir führen Deinen Schlitten in den Hof, Du wärmst Dich hier und trinkst ein Glas zur Stärkung!"

„Ich gehorche, wenn es sein muß."

Augenblicklich ging Halling mit dem Bauer

hinaus, half ihm den Schlitten in den Hof leiten und brachte ihn dann in die Küche, wo er ihm ein Glas Branntwein vorsetzen ließ. Er selbst begab sich in sein Zimmer, zündete eine Lampe an und riß den Brief auf.

Wie strahlte sein Gesicht von Entzücken, als er die Ueberschrift las: „Mein Heißgeliebter!" Die Blätter bebten in seiner Hand; sie waren ganz bedeckt mit den süßen Schriftzügen, Zeile reihte sich an Zeile. In glühender Hast durchflog er den Inhalt, nicht ohne ein paar Mal über das, was er erfuhr, jäh zu erschrecken. Nachdem er unter wechselnden Gefühlen bis zum Schlusse gelangt war, setzte er sich in gewaltigster Aufregung, um zu antworten. Nur einen Gruß! Nur ein paar kaum zusammenhängende Worte der Liebe und des Trostes; zu mehr war nicht Zeit und es fehlte die Fassung. Was weiter kommen sollte, das mußte überlegt werden und dann galt es zu handeln.

Noch ehe er vollendet hatte, meldete sich der Bauer; er wollte fort. Halling schloß seinen Brief und sagte: „Väterchen, Du versprichst mir, dies derjenigen zu übergeben, welche Dich zu mir schickte?"

Der Bauer gelobte, sich des Auftrages zu entledigen, Halling beschenkte ihn und begleitete ihn dann zu seinem Schlitten, der aus dem Thor

hinaus in das Gewimmel der Schneeflocken verschwand.

Halling kehrte in sein Zimmer zurück und machte sich daran, das Schreiben zum zweiten Male mit Andacht zu lesen.

Soviel hatte er auf den ersten Blick gesehen, daß Kathinka's Lage weit entsetzlicher gewesen war, als er vermuthen konnte. Er hatte nichts gewußt von der Thatsache, daß Kathinka's Mutter fest entschlossen war, ihre Tochter zur Verbindung mit einem Offizier Namens Grünstein zu zwingen und daß Kathinka ihm eben deshalb eine Zusammenkunft unter dem Schutze ihrer Amme gewährt hatte, um sich in ihrer steigenden Bedrängniß auf seinen Rath und seine Hilfe zu stützen. Seine Verhaftung, die sie von Gregor erfuhr, der ihr durch diese Mittheilung, ohne es zu wollen, einen Dienst leistete, trieb ihre Noth auf den Gipfel, da Grünstein gedroht hatte, seinen Einfluß zum Verderben Halling's zu mißbrauchen. Nun hatte sie keinen andern Ausweg gefunden, als Grünstein das Versprechen zu geben, daß sie Halling nicht wiedersehen werde, bis der ihr aufgezwungene Bewerber zurücktrete. Nachdem sie so Halling's Freiheit gesichert zu haben glaubte, blieb ihr selbst nichts übrig als die Flucht; zu diesem letzten Mittel hatte sie in der Verzweiflung gegriffen, um nur für den Augenblick jeder Verfolgung zu entgehen.

Halling stampfte empört mit dem Fuße auf den Boden, als er diese Stelle in Kathinka's Brief durchging. „Welch' schnöder Betrug!“ sagte er zu sich. „Welch' unbarmherziges Spiel hat man mit Dir, mein armes Mädchen, getrieben! Meine Freiheit solltest Du mit dem Opfer Deiner Liebe erkaufen!“

Aus Kathinka's Schreiben entnahm er, daß sie der Meinung sein mochte, Grünstein's Fürwort habe ihm wirklich die Pforten des Polizeigefängnisses geöffnet; der Bauer, welcher ihre erste Botschaft überbracht hatte, konnte ihr nur melden, daß Halling wieder in seinem Hause sei. Sie hatte das erste Mal nicht ausführlicher schreiben können, da sie an den Folgen ihrer anstrengenden Wanderung leidend darniederlag; dabei hatte sie nicht vermuthet, daß Halling schon durch die zufällig erhaltene Nachricht von ihrem Verschwinden in namenlose Bestürzung versetzt war. Ihr Gewissen fühlte sich beängstigt durch das freilich erzwungene Gelöbniß, welches sie Grünstein gegeben hatte; sie war zu redlich gesinnt, um dieses zu brechen, sie hoffte, daß es möglich sein werde, Grünstein zu zwingen, daß er auf ihren Besitz verzichte; sie hatte es deshalb auch nicht gewagt, Halling zu sich zu rufen.

„Mag er verzichten oder nicht,“ dachte Halling, „was liegt daran? Er hat sein Wort nicht ge-

halten, also ist Kathinka von dem ihrigen entbunden; meine Befreiung ist nicht Grünstein's Werk! Ich werde sie aufsuchen und sie überzeugen, daß er niemals Macht über mich gehabt hat."

Durch diesen Vorsatz gehoben und mit froher Zuversicht erfüllt, ertrug Halling den Schmerz der Trennung und all die bitteren Umstände, welche damit zusammenhingen, leichter; Kathinka hatte, indem sie sich aus der Nähe ihrer Mutter und des zu Gewaltthaten geneigten Bewerbers entfernte, eine Frist für sich und Halling gewonnen, die klug benutzt, aller Noth ein Ende machen mußte.

Der Schluß ihres Briefes brachte Halling eine erschütternde Kunde, die Kunde von Gregor's Tod. Kathinka war, so erzählte sie, von ihrer vor Tagesanbruch begonnenen Reise erschöpft, erstarrt vor Kälte, in dem Dorfe angekommen, wo ihre Amme wohnte. Nach langem Suchen und Fragen hatte sie das Häuschen derselben erforscht und war auf der Schwelle desselben zusammengebrochen. Das ärmliche Bett, welches man ihr einräumte, hatte sie auch am nächsten Tage noch nicht verlassen können; um jeden Preis wollte sie Halling ein Lebenszeichen geben. Schreibmaterial gab es nicht bei den armen Bauern, sie bewog daher ihre Amme, zu dem Verwalter des im Dorfe liegenden herrschaftlichen Gebäudes zu gehen

und sich das Nöthige zu erbitten. Matuschka war sogleich bereit dazu gewesen; sie begab sich nach dem Herrschaftshaus und erlangte das Gewünschte; auf dem Rückwege begegnete ihr ein Mensch, der sie mit verdächtigen Blicken musterte; sie erkannte sogleich den wüsten Gesellen aus Halling's Werkstatt, gegen dessen Zudringlichkeit sie Kathinka schon einmal geschützt hatte; er aber stellte sich fremd, redete Matuschka an und fragte sie, ob sie nicht ein aus Petersburg entflohenes Mädchen aufgenommen habe. Matuschka wies ihn ohne ihm zu antworten ab, er stieß Drohungen aus und folgte ihr, indem sie erschrocken davon eilte. Er blieb dicht hinter ihr und redete ihr zu, sie solle sich nicht in Gefahr stürzen, indem sie ableugne, was er doch entdecken werde und dann könne es ihr schlimm gehen; wenn das Mädchen, welches er suche, bei ihr sei, so schwöre er hoch und theuer, daß es mit ihm nach Petersburg zurückkehren müsse. Matuschka wurde durch die Drohungen des Menschen so geängstigt, daß sie sich die Erklärung abpressen ließ, sie habe die Tochter des Goldschmieds Kerner, deren Amme sie gewesen sei, gastlich beherbergt. Das könne ihr Niemand verwehren. Gregor bestand nun darauf, Kathinka zu sehen, was ihm jedoch abgeschlagen wurde; er entfernte sich, indem er Matuschka für die Folgen verantwortlich machte.

Der Bericht, den ihr die Amme von dieser Begegnung gab, hatte Kathinka's größte Bestürzung erregt; sie fürchtete, daß Gregor, ob er nun auf eigene Faust oder im Einverständniß mit ihrer Mutter ihr nachforschte, nichts Gutes im Schilde führte. In der nächsten Nacht schlief sie wenig; das Gefühl, daß sie dort nicht mehr sicher sei, ließ ihr keine Ruhe. Gegen Mitternacht, als ringsum tiefe Stille herrschte, fuhr sie plötzlich mit einem gellenden Schrei in die Höhe; das niedrige Fenster des Raumes, in welchem sie lag, wurde von Außen gewaltsam aufgestoßen und ein Mann schien sich durchdrängen zu wollen. Der Schrei Kathinka's weckte ihre Amme und deren Sohn; der letztere, der in einem Bretterverschlage hinter dem Ofen lag, sprang auf und kam eben noch zu rechter Zeit, um beim Mondschein, der durch die Fensteröffnung hereinfiel, den Kopf eines Mannes verschwinden zu sehen. Mit einer Sense sich bewaffnend eilte er in's Freie und bemerkte, wie der Fremde taumelnd über einen schneebedeckten Abhang hinunter entfloh; er gab die Verfolgung bald auf und ging in's Haus zurück. Kathinka, welche Gregor erkannt zu haben glaubte, erholte sich lange nicht von ihrer Angst; es vergingen zwei Tage, ohne daß sich weiter etwas ereignete; Matuschka's Sohn war indessen mit der ersten Botschaft an Halling in Petersburg ge-

wesen. Am dritten Tage wurde durch den Hund eines Bauern nicht allzuweit von Matuschka's Hütte ein vom Schnee bedeckter Leichnam aufgespürt; Matuschka hörte davon, sah sich den Todten an und erkannte Gregor. Eine geleerte Branntweinflasche, der sich bei ihm fand, erklärte Alles; er hatte sich Muth getrunken gehabt zu einem wahnsinnigen Unternehmen gegen Kathinka; auf der Flucht war er seiner Füße nicht mächtig niedergesunken, hatte vergebens versucht, sich weiter zu schleppen, und war im Rausche erfroren. Er wurde auf dem Friedhofe des Dorfes in einem Winkel eingescharrt.

„Gräßlich!" murmelte Halling vor sich hin, als er Kathinka's Schilderung wiederholt gelesen. „Dem Elenden, der sich so schwer an mir vergangen und der meiner Rache zu trotzen wußte, hat eine höhere Hand sein Ziel gesteckt."

Glücklicherweise hatte Halling nicht Zeit, lange bei dem düstern Gegenstande zu verweilen; die Sorge, wie er Kathinka aus ihrer traurigen Lage erlösen sollte, nahm ihn ganz in Anspruch. War es klug, sich vor Allem noch einmal an ihre Mutter zu wenden? Diese Frage konnte er sich mit Nein beantworten; er fühlte, daß er Kathinka mit eigener Kraft erobern mußte, wenn er sie besitzen wollte. Einen bestimmten Plan vermochte er erst dann zu entwerfen, wenn er Kathinka wieder-

gesehen hatte, aber zunächst galt es Alles vorzubereiten, um bei der Ausführung durch nichts mehr gehindert zu sein. Halling wollte durch nichts mehr an Petersburg gefesselt sein, er wollte jeden Augenblick über sich und über das, was er besaß, verfügen können, er mußte also sein Geschäft aufgeben, seine Gesellen entlassen und was er außer seinen Ersparnissen sein eigen nannte, zu Gelde machen. Daß es dabei nicht ohne Verlust abgehen konnte, das kümmerte ihn nicht; ohne Kathinka hatten ja alle Schätze der Welt keinen Reiz für ihn.

Zum ersten Male konnte Halling heute wieder den langentbehrten ruhigen Schlummer genießen, seine Entwürfe und seine Hoffnungen, so sehr sie anfangs seine Gedanken anspannten, flossen endlich auseinander in ein Meer unbestimmter Träumereien, auf welchem sein übermüdeter Geist sich sanft schaukelte, um sich allmälig in die Tiefen der Bewußtlosigkeit zu versenken.

Bis in den hellen Morgen hinein hielt der Schlaf Halling in seinen wohlthätigen Banden, selbst das Rumoren der Gesellen in der Werkstatt störte ihn nicht, die verkürzte Natur wollte sich ihr Recht nicht nehmen lassen. Ein Traumbild war's, das ihn endlich in das wache Leben zurückrief. Es schien ihm, als befände er sich wieder in der Kammer, wo er von Gregor überlistet und

eingeschlossen wurde; er machte heftige Anstrengungen, die Thür aufzusprengen und, siehe da, es gelang ihm; er ging, nein, er flog die Treppe hinunter über den Hof auf die Straße, immer nach Gregor suchend. Gregor wurde in einiger Entfernung sichtbar, Halling vermochte aber nicht, ihn zu erreichen, der Verfolgte glitt wie ein Schatten über den Schnee vor ihm hin und verschwand plötzlich ganz. Halling sah sich vor Kerner's Ladenthür; diese ging von selbst auf, er war im Innern des Ladens; da saß in einem Winkel Frau Kerner; sie jammerte und rang die Hände und stierte Halling mit Blicken an, die ihm Furcht einflößten. Er wollte zurück, aber er konnte sich nicht bewegen, seine Füße waren furchtbar schwer, er konnte sie nicht vom Boden aufheben. Ein Gefühl unbeschreiblicher Angst schnürte ihm die Brust zusammen, er rang nach Athem und — öffnete die Augen.

Aber Frau Kerner wich nicht, da war sie, dicht bei seinem Bette kauerte sie auf einem Sessel und ihre Blicke hafteten auf ihm mit unheimlicher Starrheit. Er setzte sich auf und suchte sich zu ermuntern; er war ganz Herr seiner Sinne, sie betrogen ihn nicht, Frau Kerner war leibhaftig da, sie schien auf sein Erwachen gewartet zu haben. Sie sagte nichts, sie sah ihn immerfort an; ihre unschönen Züge dünkten ihm häßlicher und

entstellter als je, jetzt verzerrte sie die Lippen und murmelte etwas, was er nicht verstand.

„Wollt Ihr etwas von mir?“ fragte Halling.

„Wo habt Ihr sie versteckt?“ antwortete Frau Kerner.

„Wen soll ich versteckt haben?“ rief Halling erstaunt.

„Ihr wißt es ja, sie ist bei Euch,“ wiederholte Frau Kerner in mürrischem Tone.

„Gott steh' mir bei,“ dachte Halling, „mit der Frau ist es nicht richtig.“ Er rief nach seinen Gesellen; einer derselben trat ein und gab Halling die Auskunft, Frau Kerner sei vor einer Viertelstunde eingetroffen und habe nach einer Unterredung mit ihm verlangt; sie habe sich um keinen Preis abweisen lassen, sondern habe zornig begehrt, daß man sie in Halling's Zimmer führe; um keinen Skandal zu erregen, habe man ihr willfahrt.

Frau Kerner schüttelte, während der Geselle dies erzählte, ein Mal über das andere den Kopf und flüsterte: „Ich weiß es ganz gewiß, daß man sie nicht mit in den Sarg gelegt hat, es war nur Platz für Einen darin.“

Auf einen Wink Halling's zog sich der Geselle, scheu auf Frau Kerner hinübersehend, zurück, kam aber gleich wieder und meldete Halling leise, Frau Kerner's Magd sei da, sie suche ihre Herrin, die,

ohne daß jene es bemerkt, trotz der strengen Kälte nur leicht gekleidet, das Haus verlassen habe. Halling befahl dem Gesellen, sich durch die Magd über den Zustand von Frau Kerner unterrichten zu lassen und erstere dann herein zu führen.

Frau Kerner wurde mittlerweile unruhig, ihre Augen rollten und sie stammelte: „Gebt sie heraus! Gebt sie heraus!"

Jetzt kehrte der Geselle in Begleitung der Magd wieder; die letztere ging gleich auf Frau Kerner zu und sagte: „Es war nicht recht, daß Ihr fortgingt, kaum wart Ihr draußen, so trat Kathinka ein; sie war sehr aufgebracht, da sie Euch nicht fand, versprach aber, später wieder nachzusehen. Nun eilt nur schnell heim, damit Ihr es nicht wieder versäumt."

Frau Kerner schüttelte den Kopf und rief: „Du hättest sie festhalten sollen, morgen soll die Hochzeit sein, was wird der General sagen, wenn seine Braut fehlt!" Die Magd entgegnete nichts, sondern hing Frau Kerner einen mitgebrachten Mantel um, was sich diese auch gefallen ließ. Als die Magd sie darauf bei der Hand ergriff, erhob sie sich und ließ sich ohne Widerstreben hinausleiten.

„Sie hat den Verstand verloren!" flüsterte Halling entsetzt; er erinnerte sich jetzt, daß ihm das Benehmen der Frau Kerner schon als er sie

aufgesucht hatte, einen seltsamen Eindruck gemacht hatte, doch hatte er nicht geglaubt, daß eine solche Katastrophe im Anzuge sei.

Der Geselle, der, als Halling allein war, wieder erschien, berichtete nun nach der Erzählung der Magd, daß Frau Kerner, nachdem sie längere Zeit stumpf und gleichgiltig gewesen, seit zwei Tagen durch deutliche Zeichen ihre geistige Störung verrathen habe; die Magd hatte den Arzt geholt, welcher Frau Kerner beobachtet und gesagt habe, es sei möglich, daß dieser Zustand vorübergehe, vor der Hand solle man sie nicht ihrer gewohnten Umgebung entreißen, da ein gefährlicher Ausbruch nicht zu besorgen sei.

Halling entließ den Gesellen und kleidete sich schnell an; dieser neue Zwischenfall machte ihn bestürzt, so daß er sich erst sammeln und überlegen mußte, was er jetzt zu thun habe. Soviel sah er bald ein, daß es nicht rathsam war, Kathinka augenblicklich von dem Unglück zu benachrichtigen und sie nach Petersburg zu berufen. Er wußte ja nicht, ob nicht Grünstein — der General, wie ihn Frau Kerner genannt hatte — bei der letzteren aus- und einging; diesem gegenüber würde Kathinka im Hause ihrer Mutter dann ganz schutzlos sein, sie mußte also für den Moment noch bleiben, wo sie war. Aber auf jeden Fall hatte er die Pflicht, die früher beschlossenen Vor-

bereitungen so schnell als möglich zu beschleunigen.

Nachdem er sich soweit klar geworden war, machte er sich sogleich an die Ausführung; der erste Schritt bestand darin, daß er seinen Gesellen eröffnete, er werde sich von ihnen trennen müssen, da er gezwungen sei, sein Geschäft aufzugeben. Die Gründe behielt er für sich, zugleich beruhigte er die Leute in Betreff ihrer nächsten Zukunft und übernahm es, sie bei anderen Meistern passend unterzubringen.

Diese Ankündigung erregte aufrichtiges Bedauern und die betroffenen Mienen seiner Arbeiter hätten Halling das Herz schwer gemacht, wenn es nicht ohnehin übermäßig belastet gewesen wäre. Er hatte soviel zu ordnen und zu besorgen, daß er kaum wußte, was zuerst anzugreifen sei und dabei steigerte die Sehnsucht, zu Kathinka zu eilen, seine Ungeduld so, daß er über Hals und Kopf Alles hätte auf einmal erledigen mögen.

Trotz aller Hast und Rastlosigkeit verstrich noch eine Reihe von Tagen, bevor er so weit war, daß er sich sagen konnte, er sei ein freier durch nichts mehr gebundener Mann.

Das Verlangen, nicht viel Zeit zu verlieren, hatte ihm manche Opfer auferlegt; seine Vorräthe, die Einrichtung der Werkstatt, kurz Alles, was

er nicht mit sich nehmen wollte, hatte er nicht ohne Einbuße in Geld verwandelt, aber was verschlug ihm jetzt das! Seine seit Jahren angesammelten Ersparnisse schienen ihm ein unerschöpflicher Reichthum. Er hatte nichts zurückbehalten, als die wenigen Möbel seines Kämmerchens und diejenigen Gegenstände, welche seiner Dienerin, die er noch nicht entlassen konnte, unentbehrlich waren.

Als er der lästigen Geschäfte los und ledig war und einen nach dem anderen seiner Gesellen hatte fortziehen sehen, war es ihm zu Muthe, als müßte er nun auch gleich auf und davon, um an Kathinka's Seite im fernen Deutschland sein Nest zu bauen. Aber wie viel Schweres gab es noch zu überwinden, ehe sich ihm der Weg zu dem Ziele öffnete, das seine Wünsche, Land und Meer überspringend, spielend erreichten.

In ungestümer Freude pochte sein Herz, da er endlich wenigstens die Stunde berechnen konnte, welche ihn, sei es auch nur auf kurze selige Augenblicke, mit Kathinka draußen in der winterlichen Einöde in der armseligen Bauernhütte vereinigen sollte.

Es war an demselben Tage, an welchem die schauerliche Scene auf dem Richtplatz zu Wassili-Ostrow stattgefunden hatte; Halling, dem es nicht in den Sinn gekommen war, der an den Feinden

der Kaiserin zu vollziehenden Exekution beizuwohnen, hatte bis gegen Abend sein Zimmer nicht verlassen und sich mit allerlei kleinen Zurüstungen zur Reise beschäftigt. Erst als es dämmerte, ging er aus, um, wie er seiner Dienerin sagte, für den nächsten Morgen einen Schlitten zu miethen.

Um dieselbe Zeit war die Kaiserin Elisabeth mit ihrem Gefolge wieder von Zarskoe-Muisa in ihren Palast zurückgekehrt. Generalmajor Grünstein hatte sich beurlaubt, sobald man im Schlosse angelangt war, um sich zu Frau Kerner zu begeben und von ihr zu hören, wo Halling wohne.

Grünstein hatte Frau Kerner seit mehreren Tagen nicht aufgesucht, und zwar hatte ihn eine für ihn sehr wichtige Beschäftigung davon abgehalten; seit jener Nacht, in welcher Grünstein aus der Gardekaserne ausmarschirt war, um Elisabeth zur Kaiserin zu machen, war er nicht mehr in sein früheres bescheidenes Lieutenantszimmer zurückgekehrt, sondern hatte vorläufig im Schlosse Unterkunft gefunden; Elisabeth hatte ihm einen Theil der Gemächer, die der Gemahl der Regentin benutzt hatte, anweisen lassen. Hier war jedoch Grünstein's Bleiben nicht gar lange; es wurde ihm nämlich angezeigt, daß die Kaiserin bestimmt habe, der Kammerherr Alexis Rasumowski solle in diese Räume einziehen. Grünstein hatte dem-

nach für sich selbst zu sorgen, was ihm keinen Kummer verursachte, da er an Geld nicht Mangel litt. Eine Wohnung war bald gemiethet; sie war groß genug, um eine zahlreiche Familie in sich zu fassen; die letztere hatte Grünstein wohl nicht, aber er ging ja doch auf Freiersfüßen, darauf mußte also Rücksicht genommen werden. Das Einrichten und Ausschmücken der Wohnung aber war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, da Grünstein, unter Entbehrungen aller Art aufgewachsen, kaum verstand, was Luxus und Bequemlichkeit sei. Und doch wollte er Alles allein erledigen, um dann alle Welt durch seinen guten Geschmack zu überraschen. So war er denn verhindert gewesen, sich regelmäßig zu Frau Kerner zu begeben, worüber er sich um so leichter tröstete, als das mürrische, seltsam verschlossene Wesen der Frau ihm immer weniger gefiel. Zudem hoffte er von ihrer Seite kaum so bald eine Aufklärung über Kathinka zu bekommen, als durch Halling, vorausgesetzt, daß es ihm gelang, sich diesem zu nähern.

Als Grünstein nun mit Einbruch der Dunkelheit bei dem Goldschmiedsladen ankam, war dieser, der sonst immer viel länger geöffnet zu sein pflegte, schon geschlossen; Grünstein ging daher durch das Hauptthor über den Hof; auch die Küchenthür, durch welche man in die zu ebener

Erde liegenden Räume gelangte, war verschlossen und er mußte einige Zeit klopfen, ehe ihm aufgethan wurde. Endlich erschien die Magd; sie zeigte ein verstörtes Gesicht und erklärte, Frau Kerner sei krank und der Arzt habe verboten, daß irgend Jemand zu ihr gelassen werde.

Grünstein's Frage, welcher Art das Leiden der Frau sei, beantwortete die Magd ausweichend, auf seine Erkundigung aber, ob von Kathinka noch immer kein Lebenszeichen erfolgt sei, wurde ihm mit einem klaren Nein entgegnet. So hatte er sich denn nicht weiter aufzuhalten, er bat noch um Auskunft, wo der Tischlermeister Halling zu finden sei und als diese ihm zu Theil geworden, entfernte er sich raschen Schrittes.

Auf jeden Fall, so dachte er, war Frau Kerner bedenklich erkrankt, da sie Niemanden sehen durfte; das war noch ein Grund mehr für ihn, seinen Besuch bei Halling zu beschleunigen. Bald indessen mußte er erfahren, daß für heute seine Eile vergeblich war. Das Haus, wo Halling wohnte, erreichend, stieß er auch hier auf sonderbare Dinge; aus der Werkstatt ertönte kein Arbeitsgeräusch, die Thür war verschlossen.

„Das ist ja zum Närrischwerden!“ brummte Grünstein in den sein Antlitz halb verhüllenden Pelzkragen hinein. „Ueberall verschlossene Thüren!“ Erbittert über sein Mißgeschick tappte er

durch den Thorweg nach dem Hofe, um nach einer anderen Thür zu suchen; ein Lichtschimmer, der ihm von der linken Seite des Hofes entgegenstrahlte, leitete ihn an ein niedriges Fenster. Dort pochte er an, eine weibliche Gestalt wurde sichtbar, öffnete das Fenster ein wenig und fragte nach seinem Begehr.

Seine Bemerkung, daß er den Meister Halling zu sprechen wünsche, verhalf ihm zu der Antwort, derselbe sei nicht zu Hause.

„Nun, so werde ich morgen kommen.“

„Morgen verreist Meister Halling.“

„Auf wie lange?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wohin?“

„Das weiß ich auch nicht.“

Nach diesem kurzen Zwiegespräch trat Grünstein von dem Fenster zurück, welches sich zugleich wieder schloß. „Was geht denn da vor?“ murmelte er vor sich hin, „Halling verreist! Und ich sollte ihn ziehen lassen, ohne ihn zur Rede gestellt zu haben? Unmöglich, ich werde ihn noch, bevor er mir entwischt, zu treffen wissen. Oder noch besser, ich werde seine Spur verfolgen! Für ein paar Tage Urlaub kann ich noch heute nehmen und dann wollen wir doch sehen, ob ich nicht mit diesem Burschen fertig werden kann! — — —“

Am nächsten Morgen etwa gegen neun Uhr

fuhr ein mit zwei munteren Pferden bespannter Schlitten in Halling's Hof ein, der Kutscher knallte mit der Peitsche, um seine Ankunft zu melden. Halling saß vollkommen bereit in seinem Zimmer, er brauchte nur noch den unentbehrlichen Pelz anzulegen. Am Abend zuvor hatte er noch von seiner Dienerin gehört, daß ein Fremder nach ihm gefragt habe; er vermochte nicht zu errathen, wer das gewesen sein könne und zerbrach sich auch nicht weiter den Kopf darüber. Was kümmerte ihn jetzt Petersburg mit seiner ganzen Bevölkerung. Auf die Kunde, daß der bestellte Schlitten da sei, vervollständigte er sein Reisekostüm, befahl seiner Dienerin, seine Wohnung bis zu seiner Rückkehr zu hüten, begab sich in den Hof und machte es sich auf dem Gefährt so bequem als möglich.

Schon viel früher, als es kaum hell geworden, war in der Nähe von Halling's Haus ein Mann erschienen, der nicht zu den zufällig Vorüberpassirenden gehörte, denn er hielt sich innerhalb einer gewissen Strecke, so daß er Halling's Thor stets beobachten konnte. Bald blieb er, der empfindlichen Kälte nicht achtend, in einiger Entfernung stehen, bald wanderte er wieder auf und ab. Auf was er wartete, das wurde klar, als der für Halling bestimmte Schlitten erschien, denn nun eilte der Mann schnell um die nächste Straßenecke, hinter welcher ein mit drei Pferden be-

spannter, halb verdeckter, von einer Person besetzter Schlitten stand, und gab ein Zeichen mit der Hand. Sofort stieg die zuletzt erwähnte Person aus, übergab die Zügel dem, welcher den Spion gemacht hatte, und trat bis an die Ecke vor; kaum eine Minute dauerte es, so kam Halling's Schlitten unter dem Thorweg zum Vorschein und bewegte sich die Straße hinab.

„Gib Acht!" rief der an der Ecke Stehende, der Niemand anders als Grünstein war, zurück, und eilte über die Straße auf Halling's Haus zu und durch die Einfahrt in den Hof. Ein energisches Klopfen an dem niedrigen Fenster hatte alsobald zur Folge, daß dieses aufgethan wurde.

„Ist Meister Halling zu Hause?" fragte Grünstein.

„Ihr kommt zu spät!" hieß es. „In diesem Augenblicke ist er davongefahren."

Das war Alles, was Grünstein, um ganz sicher zu sein, wissen wollte; mit der größten Hast kehrte er um und fand seinen Schlitten bereits bis in die Straße vorgefahren; er stieg ein und deutete, während sein Kutscher jetzt sich auf seinen Sitz hinter den Pferden schwang, dorthin, wo Halling's Schlitten schon in ziemlich großem Abstand noch sichtbar war. Ein Pfiff des Kutschers und die Pferde griffen zu schärfstem Laufe aus.

So glitten denn die beiden leichten Fuhrwerke,

das eine das andere verfolgend, durch die Straßen von Petersburg hin, und zwar anfangs mit ungleicher Schnelligkeit, da Grünstein sich hüten mußte, Halling zu weit voraus fahren zu lassen. Erst als die Gefahr, daß Halling's Schlitten durch unerwartetes Einbiegen ihm entschlüpfen könne, beseitigt war, befahl Grünstein seinem Kutscher, den Eifer der Thiere zu mäßigen und dem anderen einen gemessenen Vorsprung zu lassen.

Mit frohem Muthe, in höher und höher steigender Ungeduld sah Halling den Raum, der ihn von seinem Theuersten trennte, unter den Hufen der Pferde schwinden. So war denn endlich, endlich der ersehnte Tag angebrochen, der ihn zu Kathinka, zu der Heißgeliebten führen sollte und der sie Beide in einem seligen Wiederfinden vergessen lassen sollte, wie grausam das Schicksal über ihnen gewaltet hatte. Mit vom Froste gerötheten Wangen, aber mit warm durch die Adern pulsirendem Blute schaute er heiter in die winterliche Welt hinein, die Decke, welche Schnee und Eis über die Erde gezogen, glich in seinen Augen dem herrlichsten Grün, denn in ihm war Frühling und neues Leben.

Weder Halling, noch sein Rosselenker warfen einen Blick hinter sich und wenn sie das auch gethan hätten, würde ihnen doch, wenigstens so lange sie sich noch im Weichbilde der Stadt be-

fanden, der nachkommende Schlitten nicht aufgefallen sein. Halling, nur mit seinen Hoffnungen beschäftigt, hatte daher keine Ahnung davon, daß ein feindlicher Wille sich an seine Fersen heftete, entschlossen, ihm sein Glück mit allen Mitteln streitig zu machen.

Schon war Petersburg im Rücken der Reisenden und man fuhr auf der Straße, die kaum von der pfadlosen Ebene zu unterscheiden war, rüstig weiter. Ein Nebelschleier umgab den Horizont, die matt hindurchblinkende Sonne machte vergebliche Versuche, sich als herrschendes Tagesgestirn zu zeigen. Nur einmal gelang es ihr vorübergehend, die dunstigen Massen wichen auseinander und der Feuerball sandte seine leuchtenden Strahlen hernieder. In diesem Moment drehte Halling sich um und schaute nach Petersburg aus; die zahllosen Kuppeln und Thürme erglänzten wie in flüssigem Golde durch das Nebelmeer zu ihm herüber. Jetzt bemerkte er auch den Schlitten mit dem Dreigespann, aber er fand keine Ursache, demselben besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Nach etwa zehn Minuten wendete er sich abermals nach rückwärts, von Petersburg war nichts mehr zu sehen, die Sonne hatte sich wieder versteckt; der Schlitten fiel ihm wieder in's Auge und nun fragte er sich, wer wohl darin sitzen

möge; der Abstand war nicht so groß, daß er nicht hätte wahrnehmen können, es sei nur eine Person in dem Fuhrwerk. Unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke an den Fremden auf, der gestern Abend nach ihm geforscht hatte und er erschöpfte sich in Vermuthungen der widersprechendsten Art. Plötzlich durchzuckte ihn die Vorstellung, es sei doch seltsam, daß der nachfolgende besser bespannte Schlitten ihn nicht längst überholt habe. Sollte das Zufall sein? Wer in dieser Jahreszeit reiste, hatte Eile und mußte von der Schnelligkeit, die ihm zur Verfügung stand, den vollsten Gebrauch machen; das that der Reisende mit seinen drei Pferden offenbar nicht. Dieser Umstand packte Halling; hier war ein Räthsel, welches anfing ihn zu beunruhigen. Er sann darüber hin und her und sagte sich endlich, die Probe sei ja sehr einfach, er brauche nur etwas langsamer zu fahren, um seine Zweifel zu lösen. Sogleich gab er dem Kutscher den Befehl; auf das Resultat durfte er nicht lange warten, fast unmittelbar darauf mäßigte der zweite Schlitten seine Geschwindigkeit.

Halling war auf's äußerste betroffen; wenn ihn wirklich Jemand verfolgte, wer konnte es sein? Geschah es im Auftrage der Frau Kerner? Doch diese war ja in einem Zustande, welcher ihr vernünftiges Handeln verwehrte. Er versuchte

nun, sich gegen die Vermuthung zu sträuben, daß Jemand die Absicht habe, das Ziel seiner Reise auszuspüren und ließ wieder rascher fahren. Die Wirkung davon erstreckte sich auf den zweiten Schlitten, der in derselben Sekunde sich seinem Beispiele anschloß.

Das war nicht mehr zu ertragen; wer immer der Späher war, Halling wollte ihm das Handwerk legen. Aber wie? Sollte er versuchen, ihm einen größeren Vorsprung abzugewinnen? War es überhaupt in seiner Macht, mit seinen zwei Pferden die drei des Anderen zu schlagen? Oder war es klüger, zu halten, den Verfolger herankommen zu lassen und ihn zur Rede zu stellen? Versuchsweise ließ er halten, der geheimnißvolle Schlitten fuhr noch eine Klafter weit und hielt auch.

Halling's Kutscher verhehlte das Erstaunen nicht, welches ihm diese Manöver einflößten, es war also das Beste, ihn in's Vertrauen zu ziehen. Halling that das, indem er sagte, er habe Ursache, den Insassen des zweiten Schlittens von seiner Spur abzubringen, er habe Zeit, könne also einen Umweg machen, vielleicht gelinge es ihm, so den Spion los zu werden.

Der Kutscher schüttelte den Kopf mit einem mißtrauischen Blick gen Himmel und meinte, es könne Schnee fallen, dann würden sie sich ver-

irren. Halling hielt die Gefahr nicht für so wesentlich und befahl kurz, von der Straße nach rechts abzulenken, er werde schon auf die Richtung, die sie wieder einschlagen müßten, achten.

Nicht ohne erneutes Kopfschütteln gehorchte der Kutscher; Halling's forschendes Auge glaubte am Rande der Ebene ein niedriges Tannengehölz zu entdecken; konnte er diesen Punkt vor seinem Verfolger erreichen, dann war Aussicht vorhanden, daß er jenem entkam; er rief dem Kutscher zu, er solle die Pferde antreiben. Das geschah; durch den fußhoch liegenden Schnee jagte das gebrechliche Gefährt mit verdoppelter Eile dahin. Der dreispännige Schlitten that, wie Halling vorausgesehen, ganz dasselbe. In diesem Moment setzte ein Windstoß die bisher ruhige Luft in Bewegung; der Kutscher schaute wieder besorgt zum Himmel hinauf, Halling, nur seinen nächsten Zweck erfassend, versprach jenem eine Belohnung, wenn er in dem Wettlauf, der sich nun entspann, Sieger bleibe.

Der Kutscher antwortete nichts, sondern schwang seine Geißel und schrie den Pferden in wilden Lauten zu; schneller und schneller ging die Flucht.

Halling wendete sich von Zeit zu Zeit um und überzeugte sich, daß er noch keinen Vorsprung gewonnen hatte. Wieder blies ein Windstoß über

die Fläche und wirbelte einzelne Flocken vor sich hin.

„Schnee kommt!“ rief der Kutscher.

In Halling begann sich eine dunkle Besorgniß zu regen; er mußte begreifen, daß der Kutscher nicht ohne Grund sich vor dem Wetter fürchtete; wenn ein Schneesturm ausbrach, dann waren sie einer unberechenbaren Gefahr preisgegeben; noch war es Zeit, den rechten Weg wieder zu suchen. „Umkehren!“ rief Halling, ohne zu zögern. Der Schlitten beschrieb einen Bogen und fuhr direkt dem Verfolger entgegen. Was jetzt sich ereignen würde, das war für Halling noch unklar, aber er wollte sich doch lieber mit einem Menschen, als mit dem Element, das sich immer drohender geberdete, in einen Kampf einlassen.

Der dreispännige Schlitten blieb stehen, nachdem Halling die Schwenkung ausgeführt und ließ diesen sich nähern. Es dauerte nicht lange, so waren beide einander fast gegenüber. „Halt!“ kommandirte Halling; der Kutscher gehorchte murrend, während Halling sich aufrichtete und den Insassen des feindlichen Schlittens zu erkennen suchte. Der Fremde, dem ein Pelzkragen den unteren Theil des Gesichts schützte, bog sich ebenfalls vor und rief in spottendem Ton: „Meister Halling, Ihr quält Euch umsonst, Ihr entrinnt mir nicht.“

„Er redet mich bei meinem Namen an und ich sollte nicht wissen, wer er ist!“ dachte Halling. „Das wäre doch kurios.“ Von seinem Sitze springend trat er dicht an den dreispännigen Schlitten heran und sagte: „Ihr erlaubt mir wohl zu fragen, was die Verfolgung, deren Gegenstand ich bin, bedeutet.“

„Wenn ich Euch sage, wen Ihr vor Euch habt,“ antwortete der Gefragte, „werdet Ihr begreifen, wie es kommt, daß wir uns auf demselben Wege treffen. Ich bin der Generalmajor Grünstein, der Verlobte von Kathinka Kerner; das junge Mädchen hat sich durch eine unüberlegte Flucht der Obhut seiner Mutter entzogen, man hatte Euch im Verdacht, daß Ihr um die Sache wüßtet und dieser Verdacht ist mir jetzt bestätigt. Ihr spielt ein übles Spiel, junger Mann!“

Indeß Grünstein also sprach und dabei seiner überlegenen Stellung scharfen Ausdruck gab, hatte Halling ihn starr angesehen, durch eine Bewegung Grünstein's, welche den Pelzkragen zur Seite schob, wurden dessen Züge gänzlich frei und Halling erkannte jenen Offizier, dem er vor längerer Zeit auf einem Sonntagsspaziergang an Kathinka's Seite begegnet war. Seine Aufwallung niederhaltend fuhr er fort: „Ihr gebt Euch für den Verlobten Kathinka's aus! Mit welchem Rechte? Weil die verblendete Mutter, ohne sich um den

Willen ihres Kindes zu kümmern, Euch Verheißungen gemacht hat, die sie nicht erfüllen kann! Wenn Einer von uns ein übles Spiel spielt, so bin nicht ich es."

„Armer Thor!" fiel Grünstein heftig ein, „Kathinka selbst hat sich verpflichtet, Euch nie wieder zu sehen, bevor ich ihr entsage, und das geschieht niemals!"

„Sie ward betrogen, schmählich betrogen! Sie glaubte mich in Gefahr und wußte in ihrer Noth nicht, wie sie mich retten sollte. Von mir wird sie hören, wie man sie hintergangen hat, spart Euch daher die Mühe, sie weiter zu belästigen."

„Trotz und Uebermuth!" schnaubte Grünstein, „Ihr täuscht Euch über Eure Lage; wenn Ihr nicht gutwillig weicht, werde ich Euch mit anderen Mitteln beseitigen!"

Halling achtete kaum mehr auf Grünstein's Worte; er kämpfte mit dem Entschlusse, ob er umkehren oder ob er die Reise fortsetzen sollte auf die Gefahr hin, mit Grünstein zugleich bei Kathinka einzutreffen. Seine Unruhe war aber zu groß, als daß er das Erstere hätte wählen können, er fühlte, daß die Stunde der Entscheidung da war, daher wollte er um jeden Preis vorwärts. Ein ungeduldiger Ruf seines Rosselenkers machte allem Zaudern ein Ende, das immer dichter werdende Schneegestöber ließ jedes Verweilen bedenk-

lich erscheinen. Ohne noch etwas zu äußern eilte Halling wieder zu seinem Schlitten und kaum saß er, als die Pferde ihren Lauf mit neuer Schnelligkeit aufnahmen.

Nun gab es eine schauerliche Wettfahrt; Halling's Schlitten jagte voran, Grünstein's Schlitten folgte unmittelbar und hielt sich fast neben dem ersteren; in furchtbaren Massen schüttete der Himmel seine weißen Boten aus, bald war die Aussicht auf ein paar Schritte hin wie durch einen undurchdringlichen Schleier verhüllt, ein Meer von tanzenden Flocken senkte sich hernieder, es war unmöglich, den Pferden eine Richtung vorzuschreiben, die stöhnten, dampften und rasten fort, sich selbst und ihrem Instinkt überlassen. Hätte sich ein Abgrund vor den Füßen der Reisenden geöffnet, sie hätten ihn nicht vermeiden können.

Halling hatte die Empfindung, daß ihm Unheil und Verderben beschieden sein könne, daß sie weit von ihrem Ziele abirrten, um vielleicht im Schnee begraben zu werden, aber neben seiner Sorge beherrschte ihn der Gedanke, daß er möglicherweise durch irgend einen Zufall von seinem Gegner befreit werden könnte. Von Sekunde zu Sekunde schaute er sich um nach dem Verfolger, der, so nahe er ihm auch war, wie durch einen Nebel von ihm getrennt schien.

Toller und immer toller wüthete das Unwetter;

der Wind heulte durch die Schneewüste, als wollte er seinen Opfern drohend ihren Untergang verkünden, indem er sie zu Tode hetzte.

Halling und sein Kutscher waren beide von einer nicht zu bewältigenden Schneehülle überzogen; der letztere zeigte jetzt, da die Gefahr auf das Höchste stieg, im Gegensatz zu seiner früheren Aengstlichkeit eine stumpfe Resignation. Als Halling ihm zurief, ob sie wohl noch auf der rechten Straße seien, zuckte er schweigend die Achseln.

„Wenn wir den Weg verfehlen," sagte Halling mit unsicherer Stimme, „giebt es schwerlich Hilfe für uns!"

„Nitschewó!" *) rief der Kutscher mit abermaligem Achselzucken.

Halling suchte der Niedergeschlagenheit, welche sich seiner bemächtigte, sich standhaft zu erwehren, er ermunterte selbst die Pferde durch Zuruf, obgleich die Thiere dessen nicht bedurften, sie leisteten mehr, als man ihrer Kraft hätte zutrauen sollen und es war zu erwarten, daß sie binnen kurzem der entsetzlichen Anstrengung erliegen müßten.

Halling fühlte, daß sich seiner eine gewisse Erschlaffung bemächtigte; bisher hatte er den massen-

*) „Es hat nichts zu bedeuten"; ein fatalistisches Trostwort, welches der Russe, namentlich der gemeine Mann, zu gebrauchen liebt, wenn unabwendbares Unglück über ihn hereingebrochen ist.

haft auf ihn niederfallenden Schnee ein paar Mal abzustreifen gesucht, nun gab er sein Widerstreben auf und ließ sich von der weißen Decke einschließen; hier und da drückte er die Augen zu, dann riß er sie wieder mit Gewalt auf und seine ganze Lebenskraft drängte sich in einem verzweiflungsvollen Bemühen zusammen, irgend ein Zeichen zu finden, das auf das Ende dieser Schreckensfahrt hindeutete; aber umsonst; Schnee, Schnee, nichts als Schnee.

Grünstein's Schlitten war ein wenig zurückgeblieben, aber nicht so weit, daß Halling seine Umrisse und die Gestalten der Thiere nicht mehr hätte wahrnehmen können. Eben noch hatte er sich nach seinem Verfolger umgedreht, noch keine Minute war seither verflossen, da hörte er ein Krachen und Poltern, übertönt von lautem, furchtbar dröhnendem Geschrei.

Hinter sich schauend sah er aus einer Schneewolke sich etwas hervorarbeiten, das er anfangs für Grünstein's Fuhrwerk hielt, aber nein — jetzt jagte ein von vier Pferden gezogener Schlitten im sausenden Karriere an ihm vorüber; Halling's schon längst übermüdete Rosse rafften sich noch einmal auf und folgten, als wüßten sie, daß Rettung nahe sei, dem voraneilenden Gespann. Was war aus Grünstein geworden? War sein Schlitten niedergefahren worden, hatten die scheu ge-

machten Thiere eine andere Richtung eingeschlagen? Halling spähte nach rechts und links und hinter sich, aber der dreispännige Schlitten kam nirgends zum Vorschein.

Noch einige Zeit ging es so fort; Halling zitterte, daß seine Pferde zusammenbrechen könnten und daß der vor ihm fahrende Schlitten, der ein vielleicht nahes Ziel zu erreichen suchte, ihn seinem Schicksale überlassen würde. Der Schnee schien ihm weniger dicht zu fallen, aber der Wind wühlte von unten den feinen Staub auf, der Wellen bildend auf- und niedertanzte.

„He!“ rief Halling plötzlich dem Kutscher zu. „Was ist das? Ein Haus? Der vierspännige Schlitten hält!“

Nach einigen Sätzen blieben auch Halling's Pferde stehen; zugleich erkannte er deutlich ein einstöckiges, langgebautes Haus; ein durch Schnee und Pelze fast unkenntlich gemachter Mann, der den vorderen Schlitten verlassen hatte, näherte sich stampfend der Thür des Hauses, die eben geöffnet wurde.

„Wo sind wir?“ murmelte Halling, mühsam vom Schlitten absteigend. „Wir müssen hier um Obdach bitten; das scheint ein Herrschaftshaus zu sein! Besser noch an einem fremden Orte, als im Schnee verirrt und erfroren.“

„Nitschewó!“ sagte der Kutscher.

Zwölftes Capitel.

Ladak.

Als die Marquise de La Chétardie aus der Ohnmacht erwachte, von der sie nach Beendigung des verhängnißvollen Diners überwältigt worden war, fand sie sich auf ihrem Divan sitzend; Lestocq allein war bei ihr; er hielt ein Fläschchen Essig in der Hand und war beschäftigt, ihr die Schläfen einzureiben. „Geht es Ihnen besser?“ fragte er leise.

„Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe,“ seufzte die Marquise, „es ist das erste Mal in meinem Leben, daß mir so etwas begegnet.“

„Sie waren schon vor der Tafel leidend,“ bemerkte Lestocq, „Sie hätten sich schonen sollen.“

Die Marquise sah Lestocq verwirrt und ängstlich an, plötzlich stürzten ihr die hellen Thränen aus den Augen.

„Beruhigen Sie sich,“ bat Lestocq, „suchen Sie alle aufregenden Gedanken zu verbannen.“

Diese Mahnung kam Lestocq selbst nicht vom Herzen, er hatte das Gefühl, daß hier eine Katastrophe im Anzuge war, die sein Rath nicht verhindern konnte. Er war nur gekommen, um mit dem Marquis Rücksprache zu nehmen über die veränderten Verhältnisse am Hofe, das Schicksal indessen hatte gewollt, daß er zum Theil wenigstens eingeweiht werden sollte in das Unheil, welches die von ihm in warmer Freundschaft verehrte Marquise bedrohte. Die wie es schien ganz zufällig hingeworfene Mittheilung des Marquis über die Absicht des Grafen Maximilian Ostermann, als Gesandter an einen deutschen Hof zu gehen, war der Funke gewesen, welcher eine verheerende Explosion nach sich zog; Lestocq hatte nicht gewußt, ob das Verhältniß Maximilian's zur Marquise noch bestand, aber der plötzliche Schrecken derselben hatte ihm jeden Zweifel genommen, er war inne geworden, daß die Marquise sich von Maximilian betrogen wähnte, er hatte ferner erkannt, daß der Marquis, wenn er bis dahin blind gewesen war, nun das Geschehene durchschaute. Was war in dieser entsetzlichen Lage zu thun?

Die Marquise hatte auf Lestocq's letzte Bemerkung nicht geantwortet, sie bemühte sich, ihre Thränen zu unterdrücken. Da wurde sie, ihr Antlitz zur Seite biegend, des zersprungenen Hand-

spiegels, den Lestocq vom Boden aufgehoben und auf den Tisch neben zwei brennende Kerzen gelegt hatte, gewahr; sie erröthete heftig und barg ihren Kopf mit einer Bewegung des Schreckens und der Scham in ihren Händen.

Lestocq, dem der Zusammenhang der Dinge ein Räthsel war, schwankte, ob er die Marquise auffordern solle, sich ihm anzuvertrauen, oder ob es nicht besser war, wenn er sich still entfernte, sie sich selbst überlassend. Die Marquise kam ihm zuvor, indem sie sagte: „Haben Sie Mitleid mit mir, Lestocq?“

„Gewiß,“ betheuerte er, „der Kummer, welchen Sie zu tragen haben, flößt mir das herzlichste Bedauern ein.“

„So erweisen Sie mir einen Dienst, aber fragen Sie mich nichts, begnügen Sie sich damit zu wissen, daß ich namenlos unglücklich bin.“

„So weit ich Ihnen zu helfen vermag, zählen Sie unbedingt auf mich, aber lassen Sie mich auch hoffen, daß Sie nicht verzagen.“

„Verzagen? Nein, das ist nicht das rechte Wort! Ich weiß noch nicht, was aus mir wird, ich kann das hereinbrechende Verderben nicht zu besiegen wähnen, es ist zu spät, aber ich will versuchen, noch zu kämpfen. Ich muß dem Grafen Maximilian eine Nachricht zukommen lassen, wollen Sie die Vermittlung übernehmen?“

„Sie wollen dem Grafen schreiben?“

„Nur einige Worte, aber es liegt Alles daran, daß das Billet so schnell als möglich in seine Hände gelangt.“

„Ich werde dafür sorgen; wo er auch sei, er erhält es binnen einer Stunde spätestens.“

Die Marquise nahm Feder und Papier, schrieb ein paar Zeilen und versiegelte sie mit fieberhafter Hast. „Die Adresse,“ sagte sie zu Lestocq, „setzen Sie darauf.“

Lestocq erfüllte diesen Wunsch und verabschiedete sich nach einem stummen Händedruck.

Nun warf die Marquise sich wieder auf ihren Divan. Sie war allein mit ihrer Noth, mit ihrem Elend; von unsäglichen Qualen war ihr Herz zerrissen. Maximilian war treulos, er wollte sich losreißen von ihr, er bereitete sich heimlich zur Abreise vor. Der Marquis hatte Argwohn geschöpft, ja, es war wohl mehr als Argwohn, der durchdringende Blick, den er bei Tisch auf sie geworfen, hatte alle Schrecken des Gewissens in ihr entflammt. Und dazu kam noch das Verschwinden des von Maximilian gemalten Bildes. Wer hatte in ihrer Abwesenheit ihr Boudoir betreten? Wer hatte das Bild unter dem Spiegel gefunden? Ladak? Sollte sie forschen, fragen oder schweigen? Sie war völlig rathlos.

An Maximilian hatte sie geschrieben, was vor-

gefallen war, ohne Zusammenhang, wirr durcheinander, wie ihr verstörter Sinn es wollte. Er mußte erfahren, daß das Bild fort war, er sollte heute nicht kommen, damit der Marquis ihn nicht mehr sah, er sollte ihr schriftlich antworten, sie trösten, er sollte sich rechtfertigen, er sollte erklären, daß er nie daran gedacht habe, Petersburg zu verlassen, er sollte schwören, daß das Gerücht gelogen habe.

Die Marquise wartete; von dem Momente an, in welchem sich die Thür hinter Lestocq geschlossen, berechnete sie, wann ein Brief von Maximilian eintreffen könne. Ach, wie langsam schlichen die Zeiger der Uhr dahin! Wie höhnisch klang der eintönige schläfrige Pendelschwung. Dabei horchte sie ängstlich, ob nicht der Marquis komme, sie zur Rede zu stellen. Sie mochte Niemanden rufen, sie mochte sich nicht rühren auf ihrem Platz; vor Ladak fürchtete sie sich.

Eine Stunde verstrich und noch eine; noch immer nichts. Auf Lestocq baute sie fest, er war ein Freund, der kein Versprechen leichtsinnig vergaß; aber viel konnte er ja nicht für sie thun. Wenn nur erst eine Antwort von Maximilian da war! Unerträglich wurde diese Spannung.

Noch eine halbe Stunde war dahin. Es war ihr nicht hell genug im Zimmer, sie zündete noch einige Kerzen an.

Da knarrten Tritte im Vorzimmer; sie fuhr in die Höhe, zwang sich aber, sich wieder zu setzen. Es klopfte an ihrer Thür; als sich dieselbe auf ihren kaum verständlichen Ruf öffnete, erschien Lestocq's Diener; hinter demselben zeigte sich Ladak wie ein Schatten.

Der Diener trat ein und übergab der Marquise ein Billet; sie hieß ihn im Vorzimmer warten, entfaltete das Schreiben und las. „Verräther!" stammelten ihre zitternden Lippen. Sie rief dem Diener zu, daß er sich entfernen könne, dann verriegelte sie die Thür.

Ein krampfhafter Schmerz, der ihr das Herz sprengen zu wollen schien, wüthete in ihr; sie wankte und ließ sich auf die Kniee fallen, sie rang die Hände.

Endlich brach ein wildes Schluchzen aus ihrer gemarterten Brust hervor; sie hätte ihre Seele aushauchen mögen, es war ihr, als müßte sie den Tod, wenn er nicht kommen wolle, gewaltsam erzwingen.

Aber die Erinnerung an Maximilian war ein Stachel, der verwundete, indem er sie zugleich in's Leben zurückrief. Sie mußte den Ungetreuen sehen, mit ihm sprechen, sie mußte aus seinem eigenen Munde vernehmen, daß er den Muth hatte, sie zu behandeln wie eine jener Frauen, mit denen man zum Zeitvertreib spielt und tän-

delt, um ihnen, wenn der Ueberdruß sich meldet, gleichgiltig den Rücken zu kehren.

Oder war es nicht Ueberdruß, was aus dem Briefe Maximilian's sie angrinste? So kühl, so frostig hatte er geschrieben! Es that ihm leid, daß das Bild in Verlust gerathen war, er hatte so viel Fleiß darauf verwendet; vielleicht, meinte er, finde sich Zeit und Gelegenheit, ein zweites zu malen. Ganz flüchtig erwähnte er der Möglichkeit, daß ihm ein diplomatischer Posten angeboten werde, es sei indessen noch nichts gewiß. Es war empörend!

Die Marquise raffte sich auf und schleppte sich zum Divan; sie versank in dumpfe Betäubung. Es war wüst und leer in ihr, die Erschütterung, die so plötzlich über sie gekommen war, hatte ihre Seele in ein Chaos verwandelt.

Nach einiger Zeit, die sie in trostlosem Dahinbrüten verbracht hatte, erhob sie sich, riegelte die Thür auf und zog die Glocke, welche ihre Kammerfrau rief. Sie wollte sich entkleiden lassen und sich zur Ruhe begeben; wenn der Marquis nach ihr fragte, sollte man sagen, sie sei sehr leidend.

Von der Nacht hoffte sie keine Erquickung, sie wollte nur versuchen, ihre Gedanken zu ordnen, sie wollte ihren Stolz mitreden lassen, daß er ihr Kraft gebe zu einem Entschlusse. Aber die Nacht

verstrich und der nächste Tag fand sie noch tiefer gebeugt, als zuvor.

Ziemlich früh am Morgen erschien Lestocq, um sich nach dem Befinden der Marquise zu erkundigen; sie hörte von ihm, daß sein Bote Maximilian beim Kanzler Bestuscheff getroffen hatte; von dort habe Maximilian sich nach Hause begeben, um die Antwort an die Marquise zu schreiben. Lestocq blieb nur wenige Minuten, er erkannte, daß er überflüssig war, er konnte weder rathen noch helfen.

Bis zur Stunde des Diners verharrte die Marquise in völliger Unthätigkeit; die Sorge für ihre Toilette überließ sie der Kammerfrau, ohne sich um irgend etwas zu kümmern; sie warf kaum einen Blick in den Spiegel. Zu Tisch ging sie mit einem Gefühl, als ob nun etwas Entscheidendes geschehen müsse, aber der Marquis, der fast zugleich mit ihr in den Speisesalon kam, setzte sich ihr gegenüber mit eisigem Gruße und eisig blieb seine Haltung, aber er sprach nichts; kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt.

Der Abend und die Nacht folgten sich, ohne daß sich irgend etwas geändert hätte; die Marquise schwebte zwischen angstvoller Spannung und schmerzlicher Erschöpfung, sie sehnte sich nach Erlösung um jeden Preis.

Der nächste Tag glich dem ersten; der Mar-

quis verzog bei der Tafel wieder keine Miene. Maximilian ließ sich nicht sehen. Ladak fand die Marquise, so oft sie aus ihren Gemächern kam, auf ihrem Wege; mochte er herumschleichen und sie beobachten, daran lag ihr jetzt nichts.

Mit Anbruch des dritten Tages war die Marquise auf den Punkt gelangt, wo die Ungewißheit unerträglich wurde; sie stand mit dem Vorsatz auf, zu handeln, sie wollte Maximilian sehen, und da er sie vermied, mußte sie ihn aufsuchen; sie kleidete sich allein an; aber als sie fertig war, überfiel sie eine solche Angst, daß sie sich setzen mußte. Der Schritt, den sie thun wollte, erschien ihr jetzt in seiner wahren Gestalt. Sie wiederholte sich alle Folgen, die sich daran knüpfen könnten, sie verdammte ihre Schwäche, sie sagte sich, daß sie ihre Würde einem herzlosen Verräther opfere, aber umsonst. Der Gedanke, daß Maximilian sie vielleicht schon aufgegeben habe, daß er am Ende reisen werde, ohne sich ihr noch einmal zu nahen, entschied; sie vervollständigte mit zitternder Hand ihren Anzug und ging.

Sie verließ das Haus mit einer Ruhe, über die sie selbst erstaunte; Ladak bemerkte sie nicht; hätte sie unter dem Thor um sich geblickt, wäre sie seiner ansichtig geworden; er kam langsam über den Hof, machte Halt und starrte ihr nach.

Das Gebäude, in welchem Maximilian wohnte, war bald erreicht; aus seiner Beschreibung kannte sie genau das Aeußere und alle Oertlichkeiten. Sie stieg die Treppe hinauf und begegnete Maximilian's Diener, welcher das Frühstück für seinen Herrn trug. Auf ihre Frage vernahm sie, der Graf sei in seinem Kabinet; sie schritt durch das Vorzimmer und öffnete rasch die nächste Thür. Da saß Maximilian auf dem Sopha und blätterte in einem Album; er ließ es fallen und fuhr auf mit einer Bewegung, die von keiner freudigen Ueberraschung zeigte.

Die Marquise, bis dahin aufrecht erhalten durch übermenschliche Anstrengung, sank auf den nächsten Sessel und flüsterte matt: „Da bin ich!"

„Mein Gott, was soll das bedeuten? Marquise, Sie stürzen sich muthwillig in's Unglück!" rief Maximilian.

„Was kümmert Sie das?" fragte sie bitter.

„Was mich das kümmert? Haben Sie nicht verstanden, daß ich nur darum zögerte zu kommen, weil ich den Marquis nicht reizen wollte, wenn er Verdacht gefaßt hätte."

„Thörichte Vorsicht, dazu ist es zu spät! Aber es ist nicht wahr, Sie blieben aus, weil Sie ein schlechtes Gewissen haben, Sie wollen fort."

„Ich beschwöre Sie, Marquise, lassen wir das jetzt, es ist noch nicht bestimmt, daß ich —"

„Armselige Ausflüchte! Warum gestanden Sie es nicht gerade heraus, daß Sie meiner überdrüssig seien, daß Sie, nachdem Sie meinen Frieden untergraben, mich kalt meinem Schicksale überantworten wollen?"

„Das ist ein grausamer Irrthum. Wenn ich den Aufenthalt in Petersburg mit einem andern vertausche, so habe ich ernste Gründe, aber es ist noch nicht so weit. Ich bitte Sie, kehren Sie in Ihre Wohnung zurück, ehe der Marquis von Ihrer Abwesenheit unterrichtet wird."

„Sie fürchten sich? Das hätten Sie früher überlegen sollen, ich habe nichts mehr zu verlieren."

„Wollen Sie mich zwingen, daß ich mich mit dem Marquis schlage?"

„Gott behüte mich davor, das wäre unnützes Blutvergießen."

„Um so besser, wenn Sie das selbst begreifen! Fügen wir uns in das Unabänderliche, wenn die Zeit da sein wird."

„Maximilian!" rief die Marquise sich erhebend und auf ihn zutretend, „Maximilian, habe ich es Ihnen nicht gesagt, daß mein Leben vernichtet sein würde, wenn Sie treulos würden? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich niemals mich in die Trennung ergeben würde? Sie haben das vergessen, alle Ihre Schwüre sind in nichts zerflossen, Sie haben kalt und verständig erwogen, wie Sie mir

entfliehen könnten, Sie wollten mich betrügen! Habe ich das Loos, das Sie mir bereiten, verdient?"

„Nein, nein!" betheuerte Maximilian, „beherrschen Sie sich, ich will nicht zum Verräther an Ihnen werden, ich habe nie daran gedacht. Die Umstände zeugen gegen mich, aber ich würde mich gerechtfertigt haben, wenn Sie gewartet hätten." Die Marquise, am ganzen Körper bebend, ließ sich auf das Sopha niedergleiten, Maximilian setzte sich neben sie, ergriff ihre Hände und bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um sie ruhiger zu stimmen.

Im Vorzimmer draußen, wo der Diener einstweilen das Frühstück niedergestellt hatte, war bald nach der Marquise noch eine andere Person erschienen, der Tartar Ladak. Er hatte, als die Marquise zu so ungewohnter Stunde und zu Fuß ihr Palais verließ, sie anfangs vom Hofe aus unschlüssig mit den Augen verfolgt, war erst langsam, dann schneller vorwärts gegangen und allmälig weiter und weiter schreitend, hatte er sie in dem Hause Maximilian's verschwinden sehen. Er konnte nicht wissen, wer da wohnte, wenn sein Instinkt es ihm nicht sagte, aber er blieb auf der Spur der Marquise; als sie oben über die Schwelle trat, war er bereits in der Vorhalle; er hörte die Thür öffnen und zumachen. Jetzt kam Maximilian's Diener die Treppe herunter, Ladak kannte

denselben, da jener öfter im Hause des Marquis gewesen war. Der Diener schaute Ladak verwundert an und fragte, was er wolle.

Ladak antwortete mit einem der wenigen russischen Worte, welche er deutlich aussprechen konnte: „Herrin!“

Der Diener zuckte die Achseln und murmelte: „Was ist das? Hat die Marquise dem Burschen befohlen, sie zu begleiten? Da gehen seltsame Dinge vor, unser Einer läuft Gefahr, wenn er zuviel sieht und hört.“ Er entfernte sich mit dem Entschluß, sich um nichts zu kümmern.

Ladak schlich die Treppe hinauf und in das Vorzimmer, dort machte er lauschend Halt; es dauerte nicht lange, so hörte er deutlich die Stimme der Marquise und des Grafen. Seine Stellung drückte die höchste Aufregung aus, seine Augen hafteten funkelnd auf der Thür, durch welche die Laute zu ihm drangen; er athmete schwer und beklommen.

Maximilian hatte sich mittlerweile überzeugt, daß seine Redekunst, die er so oft an der Marquise erprobt, nichts mehr fruchtete; diese war in einem Zustand, an welchem Schmeicheleien und besänftigende Wendungen machtlos abprallten, sie vermochte kaum zu sprechen, die lange zurückgepreßten Thränen, welche sich endlich Luft machten, erstickten ihre Stimme.

„Sie bringen mich zur Verzweiflung," rief Maximilian außer sich, „ich sehe keinen Ausweg aus diesem Jammer."

„Bin ich Ihnen zur Last?" stammelte die Marquise halb von Sinnen, „schicken Sie mich fort! Ich werde darüber nicht erstaunt sein."

„Das ist zu viel," zürnte Maximilian. „So sagen Sie mir doch, was Sie von mir verlangen."

„Darnach fragen Sie noch? Sie sollen Ihren Reiseplan aufgeben, Sie sollen sich bei Ihrem Ehrenworte verpflichten, mich nicht zu verlassen. Ich kann das Dasein allein mit dem Marquis, der mich behandelt, als wäre ich das verächtlichste Geschöpf von der Welt, nicht ertragen, ich bedarf einer Stütze, ich muß Etwas haben, woran ich glauben kann, — Maximilian, soll ich Sie auf meinen Knieen anflehen, mich nicht zu verlassen?"

„Sie sehen Alles in viel zu grellen Farben, der Sturm wird sich legen, Sie werden der Vernunft Gehör schenken lernen. Bis dahin wird sich nichts ändern, ich werde zu Ihnen kommen und Sie werden weniger ungerecht gegen mich sein."

„Ist das Alles, was Sie mir versprechen? Sie predigen mir Vernunft wie einem unreifen Kinde! Sie schleudern mich zurück in Nacht und Finsterniß, indem ich wie eine Ertrinkende mich an Sie klammere!" Aufspringend riß die Marquise einen unter anderen Waffen über dem Sopha

hängenden Dolch aus der Scheide, hielt ihn Maximilian hin und rief, indem sie ihren Mantel von der Brust zurückgleiten ließ: „Seien Sie barmherzig, Maximilian! Tödten Sie mich, — wenn Sie mich je geliebt haben!“

„Madame,“ entgegnete Maximilian trocken, indem er sich erhob, „wozu diese lächerliche Komödie!“

Das Wort traf die Marquise wie ein Blitz; mit einem Schrei knickte sie zusammen; Maximilian faßte sie um die Mitte des Leibes und griff nach der Hand, in welcher die scharfe Waffe zuckte; die Finger der Marquise gaben nach und ließen den Dolch fallen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Ladak zeigte sich auf der Schwelle, er überflog, während Maximilian wie versteinert dastand, stieren Auges die Scene, stürzte sich mit der Behendigkeit eines Raubthieres auf den Dolch, packte denselben und bohrte mit heiserem Wuthgeheul den Stahl bis an's Heft in Maximilian's Brust; röchelnd sank dieser zurück in die Polster des Sophas, die Marquise, von seinem Blut überströmt, glitt an seinen Knieen herunter auf den Boden.

Ladak warf sich neben sie hin und betrachtete sie; wenn er gewähnt, daß sie verletzt sei, daß sie vielleicht selbst Hand an sich gelegt habe, so über-

zeugte er sich vom Gegentheil; ihr bleiches Gesicht war von keinem Schmerz verzerrt, ihr Busen athmete leise; er hob die weiche warme Hand auf und küßte sie, nicht in sklavischer Demuth, nein in wilder Inbrunst; eine zügellose Glut loderte dämonisch aus seinen Blicken, aus seinen verzückten Bewegungen, er durchbrach alle Schranken, die Maske, die er getragen, fiel zum ersten Male ganz und Ladak, der Mörder, bog sich neben der Leiche Maximilian's triumphirend über den bewußtlosen Körper seiner Herrin.

Aber der Schrei, den die Marquise ausgestoßen, und das Geheul Ladak's hatten ihr Echo im Hause gefunden; Maximilian's Leibdiener, der auf der Lauer geblieben war, eilte herzu; die aus dem Vorzimmer in das Kabinet führende Thür war weit geöffnet, das gräßlichste Schauspiel breitete sich aus vor ihm; er prallte entsetzt zurück, stürmte hinaus und machte Lärm.

Ladak war bereits aufgesprungen; er ahnte, was nun kommen würde und dachte an Flucht, aber schon war der Ausweg versperrt, der Kammerdiener und ein paar andere Lakaien besetzten das Vorzimmer, während noch mehr Leute nachdrängten. Einen Moment mochte Ladak die Absicht haben, sich durchzuschlagen, den blutigen Dolch schwingend zauderte er, ob er sich auf die Gruppe losschnellen solle, aber die Uebermacht war zu

groß, er wich zurück durch das Kabinet bis an das erste Fenster. Niemand hatte den Muth, ihn anzugreifen, obwohl nicht er allein bewaffnet war; diese Pause genügte ihm, um halb zur Seite gewendet, das Hinderniß zu beseitigen, klirrend gab das Fenster nach, der Weg war frei; wie eine Katze glitt Ladak über die Brüstung und verschwand in der Tiefe.

Ein paar von den Dienern eilten ihm nach an das Fenster, andere hatten, sein Manöver errathend, sich über die Treppe hinab nach der Straße aufgemacht; sie kamen nicht früh genug, um ihn zu fangen; Ladak war, durch den Sprung erschüttert, wohl gesunken, aber der hohe Schnee hatte den Fall gemildert; er raffte sich wieder empor und lief davon; seine Verfolger, deren Zahl nun reißend wuchs, jagten ihm brüllend und tobend nach. Seine Schnelligkeit war indessen so groß, daß von Einholen keine Rede gewesen wäre; aber wenn er keinen Versteck fand, war er doch verloren, denn noch ehe er ermüdete, mußte ihm der Weg von Entgegenkommenden abgeschnitten werden.

Bisher hatte er nur einzelne Fußgeher hinter sich gelassen; bevor diese begriffen, was da vorgefallen war und sich entschlossen, dem Mann mit der blutgetränkten Waffe Halt zu gebieten, war der Flüchtling schon an ihnen vorübergeschossen.

Er hatte nicht mehr weit bis zur nächsten Straßenecke, lauter und lauter wurde der Lärm, da schwenkte eine Abtheilung Soldaten, auf dem Marsch nach der Wache begriffen, in die Gasse ein; der Zuruf der Verfolgenden wurde von dem Offizier vernommen und verstanden und sofort war der Raum gesperrt.

Ladak stutzte, er sah die sich senkenden Gewehre, deren Bajonnette er zu durchbrechen keine Hoffnung hatte, er blickte hinter sich und sah die Verfolger sich nähern, links und rechts war keine geöffnete Thür, in die er hätte schlüpfen können — da kehrte er rasch entschlossen den Dolch, der ihn nicht mehr zu vertheidigen vermochte, gegen sich selbst und versetzte sich zwei Stiche. Noch ein paar Schritte taumelte er weiter, dann stürzte er und der Schnee röthete sich von seinem Herzblut. — — —

Eine halbe Stunde später war der Marquis de La Chétardie, behaglich in seinem Lehnsessel am warmen Kamine ausgestreckt, eben beschäftigt, seinem Koche einige Winke bezüglich des heutigen Diners zu ertheilen; diese Konferenz wurde unterbrochen durch einen Lakai, der ohne alle Ceremonie hereinpolterte und in unzusammenhängenden Worten eine schauerliche Meldung machte.

Der Marquis verstand nicht oder meinte nicht verstanden zu haben. „Was gibt's?" fragte er barsch.

Der Lakai berichtete nun etwas deutlicher, man habe soeben die Frau Marquise im Delirium, mit Blut bedeckt nach Hause gebracht.

Der Marquis fuhr empor und schien aus dem Zimmer eilen zu wollen, aber nein, er faßte sich und setzte sich wieder. Der Lakai sprach weiter und nannte den Namen des Grafen Maximilian Ostermann; darauf winkte der Marquis mit der Hand, daß man schweigen solle und sagte langsam: „Man benachrichtige Herrn Lestocq, daß die Frau Marquise erkrankt ist."

Dreizehntes Capitel.

Die Gnade der Kaiserin.

Mit einem Gefühle gemischt aus Freude über seine Befreiung aus gefährlicher Lage und aus Sorge um die weitere Entwicklung der Dinge hatte Halling, als sein Schlitten vor dem plötzlich in der Schneewüste auftauchenden Hause hielt, seine von der Kälte erstarrten Glieder dehnend und die lästige, vom Himmel gefallene Decke von sich abschüttelnd den Mann angerufen, welcher aus dem vierspännigen Fuhrwerk gestiegen und eben in dem Gebäude zu verschwinden im Begriffe war.

Der Angerufene drehte sich um und wartete, bis Halling in dem Eingang angelangt war; dann fragte er ziemlich unhöflich: „Was wollt Ihr von mir? Seid Ihr vielleicht der Ungeschickte, mit dessen Schlitten ich zusammengestoßen bin?"

„Nein," antwortete Halling, peinlich berührt von den unwirschen Ton, „der bin ich nicht; ich

wünsche nur zu wissen, wo ich mich befinde, da ich, wie es scheint, während des Schneesturmes von meinem Wege abgekommen bin."

„Ihr seid hier in einem Schlosse, welches Eigenthum des Grafen Potapoff war," entgegnete der Andere, „jetzt ist es Krongut geworden und ich bin der Verwalter; wollt Ihr noch etwas?"

„Den Namen des Dorfes möchte ich wissen."

Der Verwalter nannte einen Halling wohlbekannten Namen; das Glück hatte ihn begünstigt, er hatte das Ziel seiner Reise erreicht, denn das Schloß, wie der Verwalter sich ausdrückte, gehörte zu dem Dorfe, in welchem Kathinka sich aufhielt. Er dankte dem Verwalter, der ohne Gruß davoneilte, und trat wieder vor das Haus hinaus; das unfreundliche Benehmen des Verwalters schreckte ihn ab, fernere Erkundigungen einzuholen, er wollte lieber sich bemühen, mit Hilfe des Kutschers sich zurecht zu finden.

Das Schneegestöber dauerte noch fort, indessen war das Aergste vorüber, man gewann allmälig eine freiere Umsicht. Halling sagte dem Kutscher, daß sie an Ort und Stelle seien und daß sie wohl ohne Schwierigkeiten das Haus, welches er suchte, entdecken würden. Beide gingen nun, durch den tiefen Schnee watend, dem langgestreckten Herrschaftsgebäude entlang; als sie das Ende desselben hinter sich hatten, zeigte sich ihnen seitwärts eine

Anzahl zerstreuter Hütten; ohne den Rauch, der hier und da aufstieg, hätten sie das Dorf schwer von der Schneefläche unterscheiden können.

„Also hier weilt sie!“ dachte Halling, stürmisch pochte sein Herz, indem sein Auge nach den ärmlichen Wohnsitzen hinüberstreifte, deren einer Kathinka Obdach gewährte.

So rüstig, als die Verhältnisse es erlaubten, ausschreitend, kamen sie bald in der Nähe einer der Hütten an; nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen; öde und ausgestorben war Alles. Halling schickte den Kutscher zu der Hütte und hieß ihn nachforschen, wo Kathinka's Amme, deren Namen er ihm nannte, ihr Häuschen habe. Der Kutscher that, wie ihm befohlen, er pochte an einem Fenster, das ihm mehr zur Hand war, als die verschneite Thür der Hütte; dann folgte durch das Fenster hindurch, welches nicht geöffnet wurde, eine kurze Zwiesprache, mit deren Resultat der Kutscher wieder zu Halling kam; zugleich deutete er mit der Hand auf eine noch über hundert Schritte weiter entfernte Hütte.

„Dort!“ murmelte Halling; die Freude machte den Athem stocken in seiner Brust; vorauseilend bahnte er sich den Weg nach den bezeichneten Punkte, alle Augenblicke mußte er einhalten, seine Kraft, die ihn bis dahin nicht verlassen hatte, drohte ihm jetzt nicht mehr zu genügen.

Noch eine Minute — eine Ewigkeit dünkte es Halling — und er stand vor dem dürftigen Gebäude, das für ihn den größten Schatz auf Erden barg. Mit zitternder Hand rüttelte er an der hölzernen Pforte, Stimmen von Innen ließen sich vernehmen, dann wurde ein Riegel zurückgeschoben, er trat ein und sah sich in einem halbdunklen Verschlage einem Weibe gegenüber, das nach seinem Begehren fragte.

Sein forschender Blick aber fiel durch eine Thüröffnung in das Innere; dort unweit eines Fensters stand ein Mädchen in halb bäuerischer Tracht; sie wendete ihren Kopf nach ihm. „Kathinka!“ stammelte er, „hier bin ich!“ Ein jubelnder Aufschrei und sie lag weinend an seinem Halse. — — —

Lachen und Weinen, Seufzen und Küsse, inniges Umschlingen, alle süßen Laute der Liebe, Alles das war nicht im Stande zu erschöpfen, was die Herzen der Vielgeprüften bis zum Zerspringen erfüllte.

Lange, lange währte es, bis der Strom der überquellenden Empfindungen ruhiger floß, so daß sie auch wieder anfangen konnten zu denken und sich auf das Nächste zu besinnen. Matuschka stand dabei und erinnerte, obwohl auch sie die Rührung übermannt hatte, Halling ein über das andere Mal, daß er seinen Kutscher, der mit Pfer-

den und Schlitten draußen harrte, ganz vergessen habe.

„Ja, ja, Du hast Recht, Mütterchen," rief endlich Halling; „der Brave hat viel mit mir ausgestanden; ich will ihn entlassen, es gibt doch hier eine Schenke, wo er sich stärken kann?"

Mátuschka bejahte und ging mit Halling vor die Thür, um den Kutscher zurechtzuweisen.

Halling entschuldigte sich ob seiner Zerstreutheit. „Nitschewó," antwortete der Kutscher mit unverwüstlichem Gleichmuthe. Halling, der jetzt zum ersten Male über dieses stets wiederkehrende Trostwort lächeln konnte, belohnte den Mann reichlich; der Kutscher setzte sich auf seinen Platz und fuhr dorthjn, wo die Schenke sich befinden sollte.

Halling eilte zu Kathinka zurück. Nun erst sah er sich recht die Umgebung an, in der sie Wochen hindurch gelebt hatte und da überlief es ihn kalt. Matuschka's Hütte, die sie mit ihrem eben abwesenden Sohne theilte, war um nichts besser und reinlicher als alle übrigen Bauernwohnungen, da fehlte nicht nur jede Bequemlichkeit, jedes Behagen, auch Luft und Licht waren kärglich zugemessen, kurz der Ort war so unheimlich, daß Halling Kathinka auf das tiefste bedauerte. Welche Standhaftigkeit hatte sie aufgeboten, daß sie hier aushielt! Er äußerte nichts, um Matuschka, die jedenfalls gethan, was ihr möglich, nicht zu

beleidigen, aber er sagte sich, daß er um keinen Preis zugeben werde, daß Kathinka länger sich solchen Entbehrungen unterwerfe. Aber wohin mit ihr? Wo war ein schützendes Dach, das sie aufnehmen konnte?

Halling fragte, wie es mit der Schenke beschaffen sei, die unter allen Umständen für ihn selbst gut genug sein mußte. Die Auskunft, die ihm zu Theil wurde, war nicht tröstlich; die Schenke war eine Hütte gleich den anderen, nur ein wenig größer; wenn er eine Ruhestätte dort fand, war es eine hölzerne Bank hinter dem Ofen. Da war also für Kathinka keine Hilfe; Halling dachte trotz des abstoßenden Betragens des Verwalters an das Herrschaftshaus und fragte dieses und jenes darüber.

Matuschka hatte eine heftige Antwort auf den Lippen, Kathinka schien ihr durch Winke Schweigen auferlegen zu wollen, aber Matuschka rief: „Nein, das soll ihm nicht verborgen werden!“ Und nun erfuhr Halling zu seinem Entsetzen, daß der Verwalter, eine von den Bauern gehaßte und gefürchtete Persönlichkeit, versucht hatte, sich Kathinka, deren Ankunft ihm kein Geheimniß bleiben konnte, in unziemlicher Weise aufzudringen. Er war einige Male in der Hütte erschienen und Matuschka und deren Sohn hatte ihres ganzen Muthes bedurft, um ihm begreiflich zu machen,

daß sie, wenn auch selbst Leibeigene, doch nicht dulden würden, daß man ihren Gast belästige.

„Hätte ich das eine Stunde früher gewußt!“ brach Halling empört los. „Aber es ist noch Zeit, dem Burschen nach Verdienst zu begegnen.“

Kathinka setzte nun noch hinzu, daß der Verwalter unklare Drohungen habe fallen lassen, seit mehreren Tagen aber sei er unsichtbar gewesen, es hieß, er habe sich nach Petersburg begeben.

„Ja,“ sagte Halling, „dort war er, aber er ist hier, ich selbst habe mit ihm gesprochen; er hat mir mit brutalem Hochmuth mitgetheilt, dies Gut habe den verstorbenen Grafen Potapoff als Herrn gehabt und sei nun im Besitz der Kaiserin.“

„Wenn er auch jetzt noch Verwalter ist,“ schaltete Matuschka ein, „dann wird er die Bauern noch mehr mißhandeln als früher. Man weiß, daß er vor einiger Zeit eine arme Seele, eine Leibeigene des Grafen Potapoff, auf des letztern Befehl in Gefangenschaft hielt; sie entsprang bei Nacht und entfloh, man weiß nicht, was aus ihr geworden ist.“

Halling pries sich glücklich, daß er, während er von Kathinka getrennt gewesen war, keine Ahnung gehabt von dieser Bedrängniß und daß er nun zu rechter Zeit gekommen war, um alle niederträchtigen Anschläge des Verwalters zu nichte zu machen. Zugleich aber mußte er sich sagen,

daß es der muthigsten Energie bedürfte, um der bedenklichen Lage Herr zu werden. Er war von Petersburg abgefahren, die Freuden des Wiedersehens im Voraus genießend; er hoffte in dem Dorfe einige Zeit bleiben zu können, um sich in Ruhe mit Kathinka zu berathen. Damit war es nun nichts; er konnte, wenn er selbst auch sich für einige Nächte mit einer Bank in der Schenke behelfen wollte, Kathinka nicht länger in dieser traurigen Umgebung lassen, wo selbst sein Schutz den Gewaltthätigkeiten des Verwalters nicht gewachsen war. Das einzige Heil bestand in rascher Entfernung; aber wohin? Er hatte keine Wahl, Kathinka mußte mit ihm nach Petersburg zurückkehren; was dann geschehen sollte, das mußte sich später finden.

Ehe er jedoch Kathinka seinen Entschluß ankündigte, wollte er sie auf das Leiden, das ihre Mutter heimgesucht hatte, vorbereiten; er that das in möglichst schonender Weise. Sobald Kathinka begriff, wie es um ihre Mutter stand, erklärte sie augenblicklich, daß sie zu ihr eilen müsse; alle Kränkungen, aller Kummer waren der Kindespflicht gegenüber vergessen, sie wollte ihre Mutter pflegen, vielleicht konnte sie beitragen zu ihrer Genesung. „Aber weiter geht meine Pflicht nicht,“ flüsterte sie, Halling zärtlich umfassend. „Darüber hinaus gehöre ich Dir und nur Dir allein!“

„So wollen wir denn in Gottes Namen morgen früh uns wieder nach Petersburg aufmachen, wenn das Wetter es erlaubt," sagte Halling. Noch drehte sich das Gespräch um die Rückreise, als Matuschka's Sohn ankam; er begrüßte Halling, den er ja zweimal als Bote hatte aufsuchen müssen, mit herzlicher Freude und erzählte dann mit geräuschvollem Redeflusse, daß er aus dem Herrschaftshause, wo er arbeiten mußte, komme und daß es dort Neuigkeiten gebe. Nicht nur sei der Verwalter heute aus Petersburg eingetroffen, sondern einige Zeit nach ihm sei ein General angelangt; dieser sei im Verlauf seiner Unterredung mit dem Verwalter sehr heftig geworden, da es sich herausstellte, daß der vierspännige Schlitten des Verwalters den Dreispänner des Generals niedergefahren habe, endlich hätten sie sich, da der Verwalter sich sehr unterwürfig zeigte, versöhnt und jetzt — so schloß der Erzähler — zechten sie miteinander.

„Also hat Grünstein doch den Weg hierher gefunden, denn kein anderer als er ist der General," dachte Halling, „nun haben wir hier zwei Feinde statt eines. „Um auf alle Fälle sicher zu sein, daß er für morgen einen Schlitten zu seiner Verfügung habe, sendete er Matuschka's Sohn nach der Schenke mit den nöthigen Aufträgen an seinen Kutscher; er selbst blieb bei Kathinka und

ließ nun auch die leiblichen Bedürfnisse, soweit hier dafür gesorgt werden konnte, zu ihrem Rechte kommen. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als die Liebenden, die sich so viel zu sagen hatten, den letzten Kuß tauschend sich trennten. Matuschka's Sohn diente Halling als Führer; sie gingen, da jetzt klares ruhiges Frostwetter herrschte, an dem Herrschaftshause vorüber; als sie in unmittelbarer Nähe desselben waren, hörten sie aus einer erleuchteten Stube des Erdgeschosses Gläserklingen und lärmendes Gelächter. „Sie sitzen," sagte Halling zu sich, „abermals beim Wein, sie werden also einen tüchtigen Rausch auszuschlafen haben, wir haben weder für diese Nacht noch für morgen früh etwas zu besorgen." — — Zufrieden und ohne Sorge begab sich Halling nun in die mehr als ärmliche Schenke, wo sein Kutscher sich bereits auf den Fußboden hingestreckt hatte, ließ sich eine Bank zum Nachtlager anweisen und machte es sich dort mit Hilfe seines Pelzes so bequem als möglich. — —

Mit dem Rausche der beiden Zecher im Herrschaftshause erhielt es im Laufe des Abends noch seine Richtigkeit; der Verwalter wußte, was er dem General schuldig war, den er, ohne es zu wollen, mit seinem Schlitten in den Schnee geworfen hatte; er that aber um so mehr ein Uebriges in Ehrfurchts- und Devotionsbezeugungen, als

er keine Lust hatte, dem Herrn General, der, wie er sagte, einem aus Petersburg entflohenen oder entführten jungen Mädchen nachsetzte, zu verrathen, daß der schöne Flüchtling sich aller Wahrscheinlichkeit nach im Dorfe aufhalte; der Verwalter spielte den Neugierigen und log mit der größten Zuversicht und er konnte das wagen, da er aus Grünstein's vorsichtigen Wendungen erkannte, dieser wisse nicht, wo das Wild, dem er nachforschte, sich versteckt habe. Sehr bald hatte der Verwalter heraus, daß jener Fremde, der gleich hinter ihm vor dem Schlosse angekommen war und den er so barsch behandelt hatte, des Generals Nebenbuhler sei; der General, als der Vornehmere und Mächtigere mußte zuerst entfernt werden, mit dem Anderen, der offenbar niedrigeren Standes war, konnte er, der Verwalter eines Krongutes, dem Alles im Ort gehorchen mußte, leichter fertig werden. Daher bot der Verwalter nicht nur seine ganze kriechende Freundlichkeit, sondern auch das Beste auf, was in Küche und Keller vorräthig war, damit der General nicht etwa aus Langerweile auf den Gedanken verfiel, im Dorfe nachzuspüren und ferner bestärkte er ihn in dem Vorsatz, am nächsten Tage wieder nach Petersburg zu eilen, um dort die Wohnung des Nebenbuhlers überwachen zu lassen; erst nach der Abreise dieses unbequemen Besuchers wollte er selbst in Matuschka's

Hütte vorsprechen, um zu sehen, wie es dort stand. So wurde denn bis spät in die Nacht wacker dem Glase zugesprochen und der Verwalter trank nicht nur auf die Gesundheit des Generals, sondern auch auf die baldige Vereinigung der gewiß wider ihren Willen Entführten mit dem edlen, erlauchten und liebenswürdigen Kriegsmann, wodurch sich Grünstein nicht wenig geschmeichelt fühlte. — — —

In der Frühe des folgenden Morgens, als die beiden durstigen Herren die Nachwehen ihrer Schwelgerei noch nicht überwunden hatten, hielt Halling mit seinem Schlitten vor Matuschka's Thür; Kathinka wartete längst gerüstet, schnell hatte sie neben dem Geliebten ihren Platz eingenommen und fort ging's im lustigen Trabe. Der Himmel strahlte in heiterem Blau, der Schnee glitzerte blendend in den Sonnenstrahlen, kein ungünstiges Wetter drohte; dicht aneinander gedrängt und durch wärmende Pelze geschützt, sah das glückliche Paar der kurzen Mühseligkeit der Fahrt getrost entgegen.

Als der Schlitten durch das Dorf dahinflog, wurde Halling von Kathinka auf den Punkt des nicht allzu entfernten Friedhofes aufmerksam gemacht, wo man Gregor ohne Sang und Klang bestattet hatte.

Ein paar Minuten darauf glitten sie am Herrschaftsgebäude vorüber und siehe, da that sich die

Thür auf, der Verwalter, vermuthlich um seinen schweren Kopf in der frischen Luft zu erleichtern, machte einige Schritte vor das Haus, aber er war noch nicht ganz Herr seiner geistigen und körperlichen Mittel, er verlor das Gleichgewicht und die weiche Schneedecke diente ihm für einige Sekunden als abkühlendes Lager.

Halling's Kutscher hatte den Fall des ehrenwerthen Herrn gesehen, laut lachend rief er sein übliches „Nitschewó" und trieb die Pferde zu rascherem Laufe an.

Trotz seines noch nicht ganz zurechnungsfähigen Zustandes hatte der Verwalter den Schlitten bemerkt und errathen, wer die Reisenden seien; sobald er sich aus dem Schnee herausgearbeitet hatte und in das Haus zurückgekehrt war, schickte er einen Boten nach Matuschka's Hütte, um sich Gewißheit zu verschaffen, die ihm dann auch in vollem Maße zu Theil wurde. Ergrimmt darüber, daß seine Beute ihm entwischt war, erlaubte er sich nun, den General zu wecken; freilich konnte er Grünstein nicht sagen, daß das gesuchte Mädchen soeben in Gesellschaft eines jungen Mannes nach Petersburg aufgebrochen sei, denn damit hätte er ja sich als Lügner bloßgestellt, aber er wollte den General zur Abfahrt ermuntern, da er schadenfroh hoffte, daß der letztere mit seinem besser bespannten Schlitten die Flüchtigen ein-

holen werde; wenn aber auch das nicht der Fall war, mußte jener ihrer doch in Petersburg habhaft werden.

Grünstein, obwohl an starkes Trinken gewöhnt, bedurfte doch einiger Anstrengung, um sich ganz zu ernüchtern. indessen hatte er selbst das Verlangen, seine Zeit nicht zwecklos zu verschwenden, er kleidete sich daher an und machte sich in übelster Laune auf den Weg. Er legte die Tour nach Petersburg diesmal in angemessener Frist ohne jede Störung zurück. In der Stadt eingetroffen, fuhr er direkt bei Halling vor; dort war Alles verschlossen, Niemand antwortete auf sein Klopfen und Pochen. Fluchend und wetternd über sein Mißgeschick ließ er seinen Schlitten nach dem Hause der Frau Kerner lenken; hier stieß er wie schon zwei Tage früher auf den Widerstand der Magd, welche Niemand zu ihrer Herrin lassen wollte. Grünstein aber hörte sie gar nicht an, fast mit Gewalt schob er sie bei Seite und drang in das hinter der Küche gelegene Zimmer.

Ein unerwartetes Schauspiel überraschte und erschreckte ihn; Frau Kerner, deren Aeußeres völlige Verwahrlosung zeigte, erkannte ihn nicht; auf seine Anrede erwiderte sie mit einem unverständlichen Gemurmel.

Das war ein neuer Schlag für Grünstein, er hatte seine letzte Stütze verloren; ohne die Mutter

hatte er über Kathinka keine Macht mehr. Er entfernte sich rathloser als je zuvor. Da, indem er sich anschickte, seinen Schlitten wieder zu besteigen, kam ein leuchtender Gedanke über ihn; mußte Kathinka nicht, da der Verstand der Mutter sich getrübt hatte, unter Aufsicht eines Vormundes gestellt werden? Konnte er nicht selbst dieses Amt sich übertragen lassen und dann schalten und walten nach Belieben? Konnte er dann nicht sofort die Macht der Polizei in Bewegung setzen?

Ja, sagte er sich, das war eine herrliche unbezahlbare Idee und die Ausführung hatte gar keine Schwierigkeit; war nicht Lestocq, der Leibarzt der Kaiserin, sein guter Freund, konnte nicht mit dessen Unterstützung Alles augenblicklich geordnet werden? Kein Zweifel; so war es, der Plan war reif, es gab nichts zu überlegen und ohne seiner Ermüdung zu achten, fuhr Grünstein jetzt spornstreichs in's Schloß und ließ sich bei Lestocq melden. —

Auch Halling und Kathinka, die einen bedeutenden Vorsprung hatten, waren ohne Zwischenfall in Petersburg angelangt und waren in Halling's Wohnung abgestiegen, da Halling mit Kathinka, ehe sie zu ihrer Mutter ging, noch Manches zu besprechen wünschte, wozu während der Fahrt die Ruhe gefehlt hatte. Als Grünstein,

Einlaß begehrend, angeklopft hatte, saßen die Beiden in traulicher Unterredung beisammen; durch das Küchenfenster, dem er sich vorsichtig näherte, sah Halling, was für ein Gast vor der verschlossenen Thür stand; er zog sich leise wieder zurück und benachrichtigte Kathinka; Grünstein's Hartnäckigkeit machte sie betroffen und man kam überein, den Gang zur Frau Kerner noch etwas aufzuschieben, um wo möglich Grünstein auszuweichen. Halling's Dienerin wurde vor der Hand beauftragt, für eine kleine Mahlzeit zu sorgen.

Die Ansprüche der beiden Liebenden waren nicht schwer zu befriedigen und sie verbrachten, obwohl das Gefühl ihrer besorgnißerregenden Lage sie nicht verließ, noch ein paar glückliche Stunden.

Endlich litt es Kathinka nicht länger fern von der Mutter; das mahnende Gewissen drängte sie nach Hause zu eilen und mit steigender Bangigkeit machte sie sich auf; Halling begleitete sie.

Es war beschlossen worden, daß Halling nicht mit eintrete, sondern in der Nähe des Hauses warte, bis Kathinka ihm Nachricht schickte. So geschah es; mit bekümmertem Herzen trennte er sich von ihr; er war gefaßt auf neue schmerzliche Prüfungen.

Kathinka zitterte vor dem Wiedersehen; wie ein Dieb in der Nacht betrat sie ihr väterliches

Haus; die Thüren waren nicht verschlossen, aber Niemand war da, sie zu empfangen; im Dunkeln vorwärts dringend, erreichte sie bald den Eingang zum Parterrezimmer; drinnen wurde gesprochen: behutsam öffnete sie die Thür. Ein Mann, der ihr den Rücken zuwendete, stand in der Mitte des Gemaches; er drehte sich um und sie blickte beim Schimmer der Lampe, welche die Magd hielt, in ein ihr fremdes Gesicht. Ihre Mutter ruhte im Hintergrunde auf dem Sopha und hatte noch die Tochter nicht bemerkt.

Eben wollte der Fremde Kathinka ein Zeichen geben, sie aber hielt sich nicht mehr; mit dem Rufe: „Mutter! Mutter!" stürzte sie zu dieser hin.

Frau Kerner fuhr wie vom Blitze getroffen empor, sah Kathinka und warf sich mit einem Angstschrei, die Hände abwehrend ausstreckend, wieder zurück.

„Um Gotteswillen, Mutter, ich bin's, Dein Kind! Komm zu Dir!" flehte Kathinka weinend, Frau Kerner aber, unter den heftigsten Geberden sich hin und her wendend, weigerte sich, sie anzusehen und sie näher kommen zu lassen.

„Sie fürchtet sich vor mir!" schluchzte Kathinka. Jetzt richtete der Fremde an Kathinka die Worte: „Führen Sie mich an einen Ort, wo wir ungestört sind."

Kathinka zögerte, als aber die Magd ihr zu-

flüsterte, der Fremde sei ein vornehmer Arzt, der ihrer Mutter helfen wolle, nahm sie ein Licht und bat den Fremden, ihr in den anstoßenden Laden zu folgen, der nach außen schon geschlossen war. Dort angelangt, sagte jener: „Mein Name ist Lestocq, ich bin Leibarzt Ihrer Majestät der Kaiserin; einer meiner Freunde, Generalmajor Grünstein, hat mich gebeten, den Zustand Ihrer Mutter zu untersuchen und ich —"

„Grünstein schickt Sie!" rief Kathinka dazwischen, „so wissen Sie ohne Zweifel, welche Stellung der Herr Generalmajor zu unserem Hause einnimmt?"

„Er hat mich allerdings davon unterrichtet," entgegnete Lestocq, „daß ihm Frau Kerner Ihre Hand versprochen hat — Sie sind doch Kathinka, die Tochter der Frau Kerner?"

„Ja, das bin ich! Aber hat Generalmajor Grünstein Ihnen auch gesagt, daß er mit Gewalt mich zu einer Verbindung mit ihm zu zwingen sucht, daß er mich grausam verfolgt, obwohl er weiß, daß ich einen Anderen liebe? Hat er Ihnen auch gesagt, daß ich den Tod dem Bunde mit ihm vorziehen würde?"

Lestocq hörte anfangs erstaunt, dann mit sichtlicher Theilnahme der leidenschaftlichen Rede Kathinka's zu; als sie schwieg, bemerkte er: „Ihre Verhältnisse sind mir nicht so klar, wie Sie zu

glauben scheinen, aber so viel sehe ich, daß mein Freund Grünstein es nicht verstanden hat, Ihre Gunst zu erwerben."

„Er hat es verstanden, meinen Haß zu erregen! Sie zweifeln wohl nicht, daß ich jetzt, erschüttert durch das Leiden meiner armen Mutter, nicht von mir selbst sprechen würde, wenn ich nicht fühlte, daß mir die äußerste Gefahr droht. Grünstein ist mächtig und einflußreich, das beweist Ihr Erscheinen in unserer Wohnung!"

„Möglicherweise hat er die Absicht, sich zu Ihrem Vormund ernennen zu lassen."

„Und dazu will er sich Ihrer bedienen? Mein Gott, mein Gott, bin ich denn ganz schutzlos!"

„Sie dauern mich, mein Kind, aber ich sehe nicht, wie Ihnen zu helfen sein könnte."

„Wenn mir Niemand beisteht, dann versuche ich, was mir schon einmal mißlungen ist, ich wende mich an die Kaiserin, ich fordere sie auf, mich zu schützen; die Kaiserin wird nicht dulden, daß man eine Waise ihrer Freiheit beraubt."

„Sie zeigen sehr viel Muth, allein es fragt sich, ob Sie damit ohne andere Unterstützung zum Ziele kommen."

„So unterstützen Sie mich! Der Himmel hat es gewollt, daß Sie hierher kamen in demselben Moment, wo ich nach langer Abwesenheit mich wieder unter das väterliche Dach zurückwagte.

Sie sind der Leibarzt der Kaiserin, Ihnen muß es leicht sein, mir Gehör zu verschaffen."

„Sie fordern Großes von mir; Grünstein ist, wie ich schon erwähnte, mein Freund."

„Sie sollen ihm ja kein Unrecht zufügen, Sie sollen ihn verhindern, eine Handlung zu begehen, die ihm zur Unehre gereichen würde, ohne ihm den erwarteten Lohn zu gewähren, denn nimmermehr, das habe ich heilig gelobt, werde ich die Seine!"

„Sie führen Ihre Sache mit großem Geschick," murmelte Lestocq nach einer Pause, während welcher Kathinka ihre feuchten Augen bittend auf ihn gerichtet hielt, „und ich will bekennen, daß ich nicht fähig bin, Partei gegen Sie zu ergreifen."

„So helfen Sie mir denn!" flüsterte Kathinka bewegt. „Die gute That wird Ihnen Segen bringen."

„Wir wollen sehen, was zu machen ist. Doch meine ich nicht, daß Sie selbst zur Kaiserin gehen sollten; das wäre eine Aufgabe für den Mann, den Sie mit Ihrer Liebe beglücken."

„Für meinen Verlobten! Ja, so sei es. Er ist hier in der Nähe, ich eile, ihn zu benachrichtigen. Was soll ich ihm sagen?"

„Daß er sich morgen um die zehnte Stunde bei mir einstelle; das Weitere wird sich dann finden. Aber verrathen Sie mich gegen Niemand

und legen Sie auch Ihrem Verlobten unverbrüchliches Schweigen auf."

„Kein Wort soll über unsere Lippen kommen. Aber wie wird es mit meiner Mutter?"

„Ich zweifle, daß meine Kunst hier etwas vermag, wir müssen die weitere Entwickelung ihres Zustandes abwarten. Ihr Erscheinen hat Ihre Mutter tief erschreckt, Sie dürfen jetzt nicht in ihrer Nähe bleiben, ich kehre noch auf einige Minuten zu ihr zurück."

Lestocq und Kathinka verließen nun den Laden, die letztere schlich, angstvoll nach ihrer noch immer das Gesicht abwendenden Mutter hinüberschauend, hinaus, winkte der Magd, und ließ durch diese Halling, der in peinvoller Unruhe vor dem Hause wartete, in den Hof rufen. Dort verständigte sie ihn hastig von dem Resultat ihrer Verhandlung mit Lestocq, drückte ihm zum Abschied die Hand und zog sich dann, zwischen Hoffnung und schmerzlicher Sorge getheilt, in ihr einsames Kämmerchen zurück. — —

Zur festgesetzten Stunde des nächsten Tages wanderte Halling nach dem Residenzpalaste. Ihm war nicht leicht um's Herz; nach Allem, was er erlebt, hatte er Furcht vor jeder Berührung mit den Großen dieser Erde, Unheil und Noth hatte ihn getroffen, so oft er den Kreis der Mächtigen gestreift hatte. Doch galt es diesmal einen Preis

zu erringen, der jedes Wagniß klein erscheinen ließ. Und wie hätte er sich scheuen sollen vor einem Gange, den Kathinka einst unter weit drohenderen Bedingungen für ihn unternommen hatte! Und war nicht am Ende die Kaiserin, für die er so manches Ungemach erlitten, ihm eine Entschädigung schuldig? Ja, sie mußte ihn erhören, wenn sie gerecht sein wollte.

Im Schlosse angekommen, ließ er sich Lestocq's Wohnung weisen und schritt mit klopfendem Herzen über die stolzen Treppen und prächtigen Korridors, ehrfurchtsvoll zur Seite biegend, so oft ihm Jemand begegnete.

An der Thür Lestocq's fand er einen Lakaien, der seiner geharrt haben mochte, denn er wurde, als er seinen Namen nannte, sogleich weitergeführt und stand, noch ehe er sich gefaßt hatte, vor dem Manne, der sein Beschützer werden wollte.

Nach den ersten Worten, die zwischen ihm und Lestocq gewechselt wurden, wich die Beklemmung, die Halling die Brust zusammenschnürte, er setzte sich auf den freundlich angebotenen Sessel und begann, Lestocq's Aufforderung folgend, seine Geschichte zu erzählen.

Lestocq verrieth, während Halling sprach, hier und da durch Zeichen den Eindruck, welchen das Gehörte auf ihn machte; von den Begebenheiten, deren Schauplatz Katharinenhof gewesen war,

kannte er Einzelnes, Vieles jedoch und namentlich Halling's spätere Verhaftung, veranlaßt durch den aus dem Hause Potapoff's Halling zugeworfenen Zettel, war ihm neu.

Als Halling geschlossen hatte, erhob sich Lestocq, und schritt ein paar Mal, ohne etwas zu entgegnen, durch das Zimmer; dann sagte er: „Ich glaube, es wird Alles gut werden. Die Kaiserin hat alle diejenigen, welche von ihren Gegnern verfolgt wurden, reich belohnt, Sie wird auch Ihnen sich gnädig zeigen. Nun merken Sie wohl auf: Ich gehe jetzt, um mich nach dem Befinden Ihrer Majestät zu erkundigen; ich nehme Sie mit und lasse Sie im Vorzimmer, bis ich der Kaiserin Ihr Anliegen vorgetragen habe. Vielleicht will die Kaiserin Sie sehen und man ruft Sie; in diesem Falle antworten Sie kurz und ohne Umschweife auf alle Fragen, hüten Sie sich aber des Sergeanten von der Garde zu gedenken, dem Sie im Thurme von Katharinenhof eine so gefährliche Falle legen mußten; die Kaiserin würde gerade gegenwärtig nicht gerne an diese Dinge erinnert werden. Was ich für Sie thue, bleibt unter uns!"

Halling betheuerte, daß er sich keine Unvorsichtigkeit erlauben werde, Lestocq nahm seinen Hut und sie gingen.

Halling war es, als würde er im Fluge durch die Räume dahingeführt, so schnell strich die Frist

vorüber, die ihn noch von der Schwelle trennte, wo sein Schicksal entschieden werden sollte.

Geräuschlos öffneten und schlossen sich die Thüren, Kammerdiener und andere Personen des Hofes schwebten auf und nieder, als wären es Traumbilder. Er befand sich im Vorgemach, Lestocq, noch eben an seiner Seite, flüsterte ihm zu: „Warten!" und verschwand.

Halling stand wie in den Boden gewurzelt; ein hoher Spiegel, der dicht bei ihm die Wand schmückte, warf seine ganze Gestalt zurück und er kam sich, obwohl er seine besten Kleider angezogen hatte, in dieser Umgebung recht armselig vor. Aber bald vergaß er seine äußere Erscheinung und die Pracht, von der Alles um ihn strahlte; seine Gedanken richteten sich fest auf das Ziel, um dessen willen er hier war und das Bild Kathinka's schien ihm ermuthigend zuzulächeln.

Er vernahm hinter sich die leisen Tritte von auf- und abwandelnden Lakaien, flüsternde Laute schlugen an sein Ohr; was kümmerte ihn das, mochte er auch selbst der Gegenstand sein, dem das Geflüster galt. Minute um Minute verstrich; war die Kaiserin vielleicht zu beschäftigt, um Lestocq seine Sache vorbringen zu lassen? Mußte er am Ende hoffnungslos wieder umkehren?

Er zählte die Sekunden am Pendelschlage einer Uhr, die auf einem Kamin angebracht war, die

Prüfungszeit dehnte sich länger aus, als er gefürchtet hatte.

Plötzlich sprang eine Thür auf, so rasch, daß er unvorbereitet zusammenfuhr; Lestocq zeigte sich und winkte.

Halling hatte nicht Zeit, Lestocq's Züge zu erforschen, er schritt über die Schwelle und sah sich der Kaiserin gegenüber.

Er bog das Knie, wie er es damals gethan, als Elisabeth ihn im chinesischen Pavillon überraschte. Die Kaiserin ruhte in einem Sessel, auf dessen Lehne sich ihr voller schöner Arm stützte; sie sah zu Halling mit einem neugierigen Blick hernieder, dann nickte sie mit dem Kopfe, als beantwortete sie sich selbst eine Frage und sagte: „Steh auf, mein Sohn, man hat Dir, wie ich vernehme, übel mitgespielt; es ist nicht mehr als billig, daß Dir geholfen wird, aber was sollen wir mit unserem Generalmajor Grünstein anfangen, der nun einmal Ansprüche auf Deine Braut erhebt?“

„Gnädigste Kaiserin,“ erwiderte Halling, „meine Ansprüche sind die älteren.“

„Das ist allerdings entscheidend!“ rief die Kaiserin lachend, „und da unser wackerer Leibarzt so warm Dein Interesse vertheidigt hat, so sollst Du nicht ungetröstet von hier heimkehren. Es ist das dritte Mal, daß Du vor mir erscheinst, die

früheren Begegnungen haben Dir kein Glück gebracht, diesmal sollst Du Ursache haben, der Kaiserin dankbar Dich zu erinnern. Lestocq, rathen Sie mir aber, wie wir dem armen Generalmajor begreiflich machen, daß er nachgeben muß!"

„Majestät," antwortete Lestocq, „eine Reise in Dienstangelegenheiten könnte ihm für einige Zeit Beschäftigung geben."

„Mag es denn sein, ich will ihm einen Auftrag ertheilen, der ihn nach Moskau führt, dort gibt es Vorbereitungen zur Krönung zu treffen, er kann schon morgen aufbrechen. Aber dies bleibt ein Geheimniß, das nie über Deine Zunge kommen darf, hörst Du, mein Sohn!"

Halling verneigte sich und dankte mit kaum verständlicher Stimme; die Bewegung übermannte ihn.

Elisabeth nickte zum Abschied und Lestocq, der neben ihn getreten war, winkte ihm mit den Augen, daß die Audienz vorüber sei.

Noch zwei Sekunden und Halling stand wieder im Vorzimmer; ein Seufzer entstieg seiner erleichterten Brust; was war die Kaiserin in all ihrer Herrlichkeit in diesem Momente gegen ihn, den glücklichsten Mann unter Gottes Sonne!

Vierzehntes Capitel.

Der Iwansrubel.

Ein Zeitraum von mehreren Monaten liegt zwischen dem zuletzt Erzählten und dem, was wir jetzt zu schildern haben. Der Mai des Jahres 1742 war gekommen und hatte eine Reihe von warmen Tagen gebracht, so warm, daß der die nördliche Küste des Czarenreichs belagernde Eisgürtel sich trotz seines zähen Widerstandes rasch hatte auflösen müssen. Die Newa führte bereits keine Schollen mehr, sondern wälzte ihre Wogen stolz und frei an Petersburg vorüber, der Bucht von Kronstadt zu; dort, wo der mächtige Wille Peters I. einen Hafen für Handel und Wandel und zugleich ein Bollwerk zum Schutze seiner Hauptstadt geschaffen, entfaltete die Schiffahrt, welche der Winter in seinem Bann gehalten hatte, das regste Leben und Treiben; zahllose Segel harrten des Momentes, wo sie entfesselt dem schwellenden Winde preisgegeben wurden, zahllose Anker klirr-

ten mit ihren Ketten, als verlangten sie ungeduldig von starker Matrosenhand gelichtet zu werden.

Unter den Schiffen, welche sich rüsteten, in See zu gehen, fiel vor allen ein prächtiger Dreimaster in die Augen, der den Namen „Wladimir" führte; man sah, daß nur noch die letzten Anordnungen zu treffen waren, damit die Reise angetreten werden könne; der Kapitain ging auf dem Deck ab und zu, seine Befehle ertheilend, einige Fässer und Ballen, die noch hier und da lagerten, wurden in den Raum hinabbefördert, Taue zusammengerollt, das Takelwerk untersucht und befestigt.

Da stieß — es war um die Mittagsstunde des 28. Mai — ein Boot vom Kronstädter Ufer ab, welches noch mehrere Passagiere an Bord zu bringen hatte; von den taktmäßigen Ruderschlägen der Matrosen getrieben, schoß die schlanke Barke pfeilschnell auf den „Wladimir" zu und legte unter der Schiffstreppe an, auf welcher nun die Reisenden emporstiegen.

Zuerst kam eine blühende, glückselig dreinschauende junge Frau; während sie behutsam die steilen Staffeln hinaufschritt, folgte ihr ein schlicht gekleideter, ebenfalls in der kräftigsten Jugend stehender Mann, der seine zärtliche Sorgfalt durch den Zuruf: „Kathinka, gib Acht!" verrieth, ob-

wohl der leise schwankende Steg die Gefahr eines Fehltrittes nicht denkbar erscheinen ließ.

Auf dem Decke angelangt, wendete sich das Paar, indeß das Gepäck von den Matrosen nachgetragen wurde, zur Seite und suchte sich einen freien Platz am Schiffsgeländer, um von dort aus das bunte Schauspiel, welches der Hafen gewährte, zu genießen und einen Scheideblick auf die Umgebungen zu werfen, die sie für immer verlassen wollten.

„Mein theurer Gerhard!“ sagte die junge Frau, sich auf den Arm des Mannes stützend, „so haben wir nun unser Ziel erreicht, wir sind für immer verbunden und haben von meiner Heimath Abschied genommen, um in Dein Vaterland zu ziehen. Das Scheiden ist doch immer schmerzlich, mag die Vergangenheit, mit der man dadurch abschließt, auch noch so bitter gewesen sein!“

„So wärst Du am Ende doch lieber in Rußland geblieben, Kathinka?“

„Nein, nein, wie kannst Du das auch nur im Scherz mir zutrauen. Für uns hätte es in Petersburg niemals Ruhe und Sicherheit gegeben, wir hätten nie wissen können, ob nicht Haß und Rachsucht auf neue Verfolgungen sinne, denen wir nun für alle Zukunft entronnen sind.“

„Noch nicht, Kathinka! Noch halten uns die Anker am feindlichen Gestade fest.“

„Willst Du mich ängstlich machen? Wer könnte uns jetzt noch etwas anhaben?“

„Hoffentlich Niemand! Aber ich wollte, wir wären schon draußen auf hohem Meere und segelten mit frischem Winde Deutschland zu.“

Das Gespräch des jungen Paares nahm eine heitere Wendung, der blaue Himmel, der Anblick des Meeres, das lebhafte Bild der Hafenscenerie, Alles das regte zu fröhlicher Stimmung an. Wohl hatte die Neuvermählte auch mit ernsten Empfindungen zu kämpfen; blieb doch ein Wesen in der auf Nimmerwiedersehen verlassenen Stadt zurück, an welches Kathinka durch die heiligsten Bande der Natur geknüpft war. Kathinka's Mutter war von unheilbarem Trübsinn befallen; zweimal noch hatte sie etwas hellere Momente gehabt, aber gerade in diesen Momenten hatte sie den heftigsten Widerwillen, den unversöhnlichsten Haß gegen ihre Tochter gezeigt, an deren Erscheinung sie sich allmälig zu gewöhnen angefangen hatte. Aber auch in ihrem unzurechnungsfähigen Zustande litt sie nicht, daß Kathinka sie pflegte, oder ihr irgend nahe kam, sie beobachtete sie mißtrauisch und sprach zu ihr, wenn sie ja einmal die Lippen öffnete, wie zu einer Fremden. Der Arzt hatte Kathinka erklärt, daß durch menschliche Hilfe eine Aenderung nicht herbeizuführen sei, ihre Mutter werde den Gebrauch ihrer geistigen Fähigkeiten nie

ganz wieder erlangen, auf jeden Fall werde die Gegenwart Kathinka's eher schädlich als nützlich sein. Unter solchen Umständen unterwarf sich Kathinka blutenden Herzens den Verfügungen des Arztes und ließ ihre Mutter, für deren leibliche Bedürfnisse in reichlichster Weise gesorgt wurde, in eine Anstalt für Kranke dieser Art aufnehmen. Als das geschehen war, däuchte es Kathinka, sie hätte einem Begräbnisse beigewohnt; sie vergoß heiße Thränen und trauerte um ihre Mutter wie um eine Verstorbene. Und todt war ihre Mutter ja auch für sie, wenn auch der Körper noch nicht den letzten Zoll der Natur entrichtet hatte. Ein paar Monate nach dieser düsteren Episode hatte Kathinka mit ihrer Magd allein das väterliche Haus bewohnt, da das seit Kerner's Tode in Verfall gerathene Goldarbeitergeschäft eingestellt und der Laden geschlossen worden war. Ein Theil des vorgefundenen Vermögens ging in Kathinka's Eigenthum über, der andere diente dazu, die Bedürfnisse ihrer Mutter sicher zu stellen. Die Vermählung mit Halling hatte am Vorabend der Abreise stattgefunden; es war eine stille Feier gewesen, an der nur einige von Halling's ehemaligen Gesellen und deren weibliche Verwandte theilgenommen hatten. In Halling's geschmückter Werkstätte hatte man das Hochzeitsmahl gehalten und von Halling's bescheidenem Zimmerchen waren die

nach schweren Kämpfen nun in inniger Liebe Vereinten am nächsten Morgen aufgebrochen, um sich in Kronstadt einzuschiffen.

Zehn Minuten etwa waren verflossen, seit die Glücklichen sich auf dem „Wladimir“ befanden, als vom Ufer noch ein Boot abstieß und auf das Schiff zukam; zwei Männer, welche außer den Ruderern darin saßen, trugen Uniform; es waren Hafenbeamte. Sie ließen am „Wladimir“ halten und kamen an Bord, um sich zu überzeugen, daß allen Vorschriften der Behörde genügt worden sei. Den Papieren des Kapitains, den Passagieren und deren Gepäck galt ihre Aufmerksamkeit.

Auch Halling und Kathinka, welche die Ankunft dieser Leute nicht ohne ein Gefühl von Beklemmung gesehen hatten, wurden aus ihrer Ruhe aufgestört und mußten verschiedene Auskunft geben. Schon glaubten sie endlich Alles überstanden zu haben, als einer der Beamten Halling fragte, ob er russisches Silbergeld bei sich habe.

„Nur wenige Stücke,“ antwortete Halling, der die Bedeutung der Frage nicht ahnte.

„Laßt sehen!“

Halling griff in die Tasche und holte drei oder vier Münzen hervor, welche er dem Beamten einhändigte. „Ihr wißt doch,“ sagte dieser,

„daß es nicht erlaubt ist, Silbergeld aus Rußland mitzunehmen, aber — ei, schaut doch, ein Iwansrubel ist darunter und den tragt Ihr so in der Tasche mit Euch herum! Ihr habt wohl gar noch mehr dergleichen?"

„Nicht ein Stück, das ist Alles, was ich an Silbergeld besitze."

„So kommt denn mit mir!"

„Ich mit Euch? Wohin?"

„Vorläufig nach Kronstadt zurück; Ihr seid verhaftet."

„Verhaftet, ich?" sagte Halling erschreckend, während Kathinka erbleichend stammelte: „Das ist nicht möglich! Herr, Ihr macht Euch lustig über uns."

Aber der Beamte machte keinen Scherz; barsch wiederholte er: „Ihr seid verhaftet, also vorwärts ohne Umstände, sonst muß ich Gewalt anwenden."

„Das ist nicht möglich! Gott im Himmel, das kann nicht sein!" rief Kathinka, dem Umsinken nahe und Halling's Arm erfassend. „Das ist ein Irrthum, der sich aufklären muß. Ich begleite Dich an's Land, wenn man Dich zwingt, zurückzufahren."

Halling sah, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als dem Befehle des Beamten zu gehorchen; der zweite Beamte war jetzt auch herzuge-

kommen und sein unholdes Gesicht verkündete, daß er in der Handhabung der Gesetze, wenn es erforderlich sei, noch etwas brutaler zu Werke gehen werde.

Durch die sich rasch ansammelnden Matrosen und Passagiere ging der Zug; die beiden Beamten voran, Halling, die zitternde Kathinka stützend und ihr Trost zuflüsternd, folgte. Niemand, auch nicht der Kapitain des Schiffes, wagte eine laute Aeußerung, denn jeder Einzelne wußte, daß ein einziges Wort ihn der schonungslosen Willkür der Polizei überliefern könne.

Als Halling über dieselbe Schiffstreppe hinab, die ihn vor wenigen Minuten hatte munter heraufklettern sehen, in dunkler Besorgniß, kaum wagend Kathinka anzublicken in das Boot der Beamten gelangt war, bat er einen derselben um Aufklärung über die Natur des Vergehens, dessen man ihn anklagte; man antwortete ihm, indem man ihn aufforderte, sich ruhig zu verhalten.

Halling schwieg; seine Verhaftung war ein völlig unergründliches Räthsel für ihn, sie kam ihm vor, wie ein dummer Bubenstreich, der an einem harmlos Vorübergehenden ausgeübt wird; aber umsonst suchte er sich einzureden, es könne ihm nichts Uebles widerfahren, es werde wohl mit einem kurzen Verhör Alles vorüber sein und er könne dann ungehindert mit dem „Wladimir“

abreisen; eine bange Ahnung raunte ihm das Gegentheil zu. Mach' dich auf das Schrecklichste gefaßt! klang es in ihm, und als das Boot, schnell die Entfernung zwischen Schiff und Ufer durchfliegend, landete und man ihn aussteigen hieß, hatte er alle Mühe, seine Fassung zu bewahren.

Eine Menge Neugieriger strömten von allen Seiten herbei; Kathinka, am Arme Halling's hängend, sah und hörte nicht, sie zählte unter Todesangst die Schritte, die sie vom rettenden Hafen immer weiter hinwegbrachten. Plötzlich blieb sie stehen und sagte, Halling zurückhaltend, zu ihm: „Warum verheimlicht man uns den Grund Deiner Verhaftung? Wir lassen uns fortschleppen und wissen nicht wohin, indessen kann das Schiff mit all unseren Habseligkeiten auf und davon fahren! Geh' nicht weiter, Halling, ich beschwöre Dich!"

„Widerstand kann hier nichts nützen, arme Kathinka!" entgegnete Halling leise; „aber ich will noch einmal versuchen, wenigstens zu erfahren, was man mit mir beabsichtigt." Und lauter wendete er sich zu den Beamten: „Ich verlange jetzt zu wissen, weshalb man mich der Freiheit beraubt und wohin man mich bringt!"

Diesmal erhielt er Auskunft. „Verfluchter Deutscher!" schrie ihn der Beamte von brutalem

Wesen an. „Was stellst Du Dich so dumm! Gehört der Iwansrubel nicht Dir?"

„Ist er vielleicht falsch?" fragte Halling.

„Was falsch? Ein wahrer Iwansrubel, wie es nur je einen gegeben hat."

„Nun, und was weiter?"

„Hat die Kaiserin," tobte der Beamte, „nicht verboten, daß Jemand ein solches Geldstück in seinem Besitze behalte?"

„Das Verbot war mir nicht bekannt und übrigens habe ich nicht einmal bemerkt, daß der Name Iwan auf dem Rubel ausgeprägt ist."

„Lügen! Lügen! So spricht jeder Verbrecher; aber gleichviel, bei wem dergleichen gefunden wird, der ist ein Hochverräther und hat sein Leben verwirkt; unverdiente Gnade ist es, wenn Ihre Majestät die Kaiserin in ihrer Milde nur die Verbannung nach Sibirien auf ewige Zeiten verhängt!" *)

„Gott im Himmel schütze uns," flehte Kathinka. „Diese Menschen wollen uns verderben! Gerhard, was wird aus uns?"

„Vorwärts!" brüllte der Beamte dazwischen, Halling am Arme fassend.

---

*) Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß Personen, die man im Besitze eines Iwansrubels fand, auf Zeitlebens nach Sibirien verbannt wurden.

„Wohin sie Dich auch schleppen, ich lasse mich nicht von Dir reißen!“ fuhr Kathinka krampfhaft schluchzend fort.

„Ich sehe ein,“ redete Halling so sanft als möglich zu dem Beamten „daß ich mich unterwerfen muß, aber ich bitte, mich mit Schonung zu behandeln, ich bitte zu bedenken, daß ich eben im Begriff war, mit meiner jungen Frau Rußland für immer zu verlassen, daß ich daher nichts Uebles im Sinne gehabt haben kann.“

„Schweigen!“ knirschte der Beamte, Halling fortschiebend.

„Das ist unwürdig!“ rief Halling in furchtbarster Aufregung. „Es wird doch einer Eurer Vorgesetzten hier in der Nähe sein, führt mich zu ihm!“

Rohes Gelächter erschallte zurück; Halling war so empört, daß er, wäre er allein gewesen, den Kampf mit den beiden Schergen aufgenommen hätte, mochte dann aus ihm werden, was da wollte, er hatte wenigstens seinen Zorn gekühlt. Aber Kathinka war bei ihm, ganz allein auf ihn angewiesen! Das lehrte ihn sich mäßigen. „Hört!“ sagte er, langsam vorwärts gehend. „Bringt mich zum Kommandanten von Kronstadt; ich werde ihm eine Eröffnung machen, die ihn bestimmen wird, Rücksichten gegen mich walten zu lassen.“

„Der Kommandant ist dort am Ufer!“ rief es rechts und links aus dem noch immer sich vergrößernden Schwarm Neugieriger. „Der General kommt geraden Wegs hierher!“

So war es; der Kommandant von Kronstadt, der mit einigen Personen am Quai gestanden hatte, war aufmerksam geworden auf den Vorfall und schritt auf die sich über den Platz nach den nächsten Gebäuden bewegende Gruppe zu; er schnitt dem Gefangenen und seiner Eskorte den Weg ab und befahl den Beamten, zu halten. Das geschah; Kathinka, einen General in glänzender Uniform vor sich sehend, schöpfte Hoffnung; Halling loslassend, eilte sie auf den Offizier zu und öffnete eben die Lippen, um ihn um seine helfende Einmischung zu bitten, als sie erbleichend zurückprallte; der General war Niemand anders als Grünstein.

Auch Halling erkannte Grünstein und war entsetzt über diese Begnung, welche das Maß des Unheils voll machte.

Grünstein war mehr als überrascht, er traute seinen Augen nicht, aber er bemühte sich, nichts von dem, was in ihm sich rührte, merken zu lassen. Zuvörderst mußte er wissen, was der Auftritt bedeutete, er winkte daher einen der Beamten zu sich, und ließ sich berichten, was vorgefallen war. Als der Zusammenhang ihm klar geworden war, da blitzte in seinem verwelkten Gesichte ein Lächeln

befriedigten Rachedurstes auf, doch sofort sich beherrschend, nahm er eine kalte Amtsmiene an, indem er laut, zu dem Beamten gewendet, bemerkte: „Der Fall ist ernst, Ihr kennt Euere Pflicht!“

Beide Beamten verneigten sich und schickten sich an, Halling abzuführen.

Jetzt hielt sich Kathinka nicht länger, sie stürzte auf Grünstein zu, blickte ihm fest in's Antlitz und rief: „Ist es möglich! Kann ein Mensch, um blinder Rache zu genügen, so grausam sein!“

„Was soll dieses kindische Gerede!“ fiel Grünstein in strengem Tone ein. „Jener Mann hat die Gesetze verletzt und wird dafür die gerechte Strafe erdulden!“

„Ein Wort des Generalmajors Grünstein,“ setzte Kathinka außer sich hinzu, „würde dem Verhafteten, dessen Namen ich seit gestern trage, die Freiheit geben, aber dieses eine Wort wird nicht gesprochen, weil —“

„Genug!“ befahl Grünstein, „hier gilt es zu gehorchen, der Gefangene wird ohne Aufschub nach Petersburg gebracht, um dort nach dem Rechte verurtheilt zu werden. Die junge Dame kann, wenn es ihr gefällig ist, allein die Reise fortsetzen, noch wartet das Schiff.“

„Grünstein, so gewiß es einen Gott im Himmel gibt,“ rief Kathinka, ihre Hand erhebend,

wie zum Schwure, „so gewiß wird diese That nicht unvergolten bleiben!"

„Ich werde mich genöthigt sehen, die junge Dame wegen ihrer strafbaren Reden verhaften zu lassen," sagte Grünstein und schaute sich um, als wollte er sehen, ob ein Polizeidiener in der Nähe sei, der seinen Befehl vollziehen könne; da bemerkte er, daß ein Ereigniß bevorstand, welches die ganze Angelegenheit aus seinen Händen zu nehmen drohte. Sein Blick streifte über den Quai hinüber und blieb auf einem zu seiner linken Seite liegenden Punkte haften, wo nach und nach eine Anzahl Seeoffiziere sich versammelt hatten; auf diesen Punkt hin steuerte eine große Barke, deren Flagge das kaiserliche Wappen trug. Grünstein stutzte, besann sich aber schnell und kommandirte: „Hinweg mit dem Gefangenen, es ist schon zu viel Zeit verloren worden!"

Noch früher als Grünstein hatte Halling die Barke entdeckt und, indessen Kathinka vergeblich an die Menschlichkeit des hartherzigen Mannes appellirte, hatte er das Fahrzeug nicht aus dem Auge gelassen; eine Ahnung, daß hier die Rettung sich nahen könne, hatte ihn aufgerichtet und eben als die Beamten sich seiner bemächtigen, um ihn mit Gewalt zu entfernen, war die Ahnung zur Gewißheit geworden. „Halt!" schrie er. „Dort kommt die Kaiserin! Kathinka, das ist Hilfe in der Noth!"

„Ihrer Majestät der Kaiserin soll dieser Anblick erspart bleiben," sagte Grünstein barsch. „Vorwärts, Ihr Leute!"

Aber Halling leistete nun entschlossenen Widerstand; er schüttelte die Beamten mit einem kräftigen Ruck von sich ab und machte sich Bahn durch die Menge, welche ihn durchließ, noch ehe man ihn wieder ergriffen hatte.

„Gott ist gerecht, er macht die Bosheit zu nichte!" rief Kathinka triumphirend.

„Geduld! Geduld!" schnarrte Grünstein. „Die Kaiserin wird das Gesetz, welches sie selbst gegeben, auch vollstrecken lassen."

Die Kaiserin Elisabeth, denn sie befand sich in der That mit ihrem Gefolge in der Barke, hatte schon den Fuß auf das Ufer gesetzt und schritt, während ein brausendes Lebehoch die Luft erschütterte, den Quai entlang; hinter ihr kamen Offiziere und Personen ihres Hofstaates, unter denen Lestocq und Alexis Rasumowski waren. Die Gruppe, welche sich um Halling und Kathinka gebildet hatte, fiel ihr auf und sie blieb stehen. In diesem Momente erschien Halling jenseits der Masse, eilte auf die Kaiserin zu und warf sich ihr zu Füßen athemlos stammelnd: „Gnade, Majestät! Ich bin das Opfer eines unverdienten Unglücks!"

Die Kaiserin, welche betroffen zurückgewichen

war, maß Halling mit erstaunten Blicken, indem sie fragte: „Was willst Du von mir? Was soll diese Scene?“

„Man bedroht meine Freiheit, Majestät.“

„Weshalb? Was hast Du verbrochen, Meister Halling?“

Noch bevor Halling antworten konnte, war Grünstein zugleich mit Kathinka herzugekommen. „General!“ rief Elisabeth jenem zu, „was ist's mit diesem Manne?“

Grünstein berichtete, nachdem er sich ehrfurchtsvoll verbeugt hatte, daß Halling durch den Besitz eines Iwansrubels der Verbannung nach Sibirien verfallen sei und sich eben mit Gewalt aus den Händen der Polizei befreit habe.

Elisabeth's Züge verfinsterten sich. „Ist das wahr?“ sagte sie ernst.

„Ich kannte das Verbot nicht,“ versetzte Halling, „wie hätte ich sonst eine Münze, deren Besitz als Verbrechen geahndet wird, bei mir behalten! Ein Hochverräther, zu dem man mich stempeln will, bin ich nicht, Majestät.“

Die Kaiserin schwieg und ihre Augen hafteten auf Halling mit unfreundlichem Ausdrucke; Niemand wagte die Stille zu unterbrechen; Kathinka hing in fieberhafter Spannung an den geschlossenen Lippen Elisabeth's, während Grünstein höhnisch lächelnd die Bestätigung des Urtheils erwartete.

Da trat Lestocq aus dem Gefolge der Kaiserin vor, näherte sich ihr und sagte leise: „Majestät, üben Sie Gnade hier vor allem Volke, das Sie dafür segnen wird! Jener Mann ist kein Verbrecher, ein unglücklicher Zufall hat sein Spiel mit ihm getrieben." Und als Elisabeth auch jetzt noch zögerte, setzte Lestocq leise hinzu: „Majestät, ich trage hier einen Ring am Finger" — und dabei erhob er seine rechte Hand ein wenig — „den Sie mir einst in ernster Stunde gaben mit dem Versprechen, daß er mir stets den Weg zu Ihrem gütigen Herzen öffnen werde. Jetzt ist der Moment da, an jenes Versprechen zu erinnern; Majestät, ich bitte um Gnade für den Mann, der Ihnen schon so Großes verdankt!"

„Es sei!" flüsterte Elisabeth. „Um Ihretwillen, Lestocq, sei jenem vergeben, Sie sollen nicht behaupten können, daß ich mein Wort nicht gehalten hätte!" Und zu Halling gewendet, sagte sie laut: „Ich hatte nicht erwartet, daß ich Dir noch einmal und noch dazu unter solchen Umständen begegnen würde, aber ich will mein Werk nicht unvollendet lassen, nachdem ich Dir einmal gnädig war; steh auf, Du bist frei!"

Halling sprang auf und wollte die Hand der Kaiserin dankend an die Lippen pressen, aber sie winkte ihm zu gehen mit den Worten: „Zieh' hin in Frieden und bewahre den verbotenen Rubel

als Andenken!" Darauf bog sie seitwärts ab und entfernte sich mit ihrem Gefolge, um eine Stelle des Quais zu erreichen, wo ein größeres Schiff für sie in Bereitschaft war, auf welchem sie einem Manöver der bei Kronstadt ankernden Flotte beiwohnen wollte. Grünstein, dessen Wangen die Wuth über die erlittene Niederlage purpurroth färbte, hatte sich gleich nach dem Urtheilsspruch Elisabeth's in die Mitte ihrer Begleiter zurückgezogen.

Als die Kaiserin sich umgekehrt hatte, grüßte Lestocq, ein wenig zurückbleibend, Halling und Kathinka freundlich zum Abschied; beide drückten ihm stürmisch die Hand; sprechen konnten sie nicht.

Der Beamte, welcher Halling den Iwansrubel abgenommen hatte, übergab ihm jetzt, dem Ausspruch der Kaiserin gemäß, das verhängnißvolle Geldstück.

Halling barg es in der Tasche, schwenkte gegen die Umstehenden seinen Hut und eilte dann, Kathinka mit sich fortziehend, zum Ufer. So lange die Gefahr noch nicht vorüber war, hatte Kathinka sich beherrscht, jetzt aber flossen ihre Thränen und zitternd schmiegte sie sich an den Geretteten.

Der „Wladimir" hatte seinen Platz noch nicht verlassen, da der Kapitain, wenn die beiden Passa-

giere nicht zurückkehrten, ihr Gepäck wieder ausschiffen lassen wollte. Halling nahm das erste Boot, das er fand, hob Kathinka hinein und setzte sich zu ihr, während die Ruderer kräftig ausholten. Bald war die Treppe an der Flanke des Dreimasters zum zweiten Male erreicht und zum zweiten Male ging es den luftigen Steg empor.

Als sie auf dem Deck angelangt waren, umschlang Kathinka, ihrem überströmenden Gefühl ohne Scheu vor den zahlreichen Zeugen nachgebend, Halling mit ihren Armen und barg ihr Haupt schluchzend an seiner Brust. Dieser Anblick trieb selbst den rauhen Seeleuten das Wasser in die Augen; sie begriffen alle, welch' schrecklichem Schicksal das junge Paar wie durch ein Wunder entronnen war.

Eine Viertelstunde später wiegte sich der „Wladimir“ bereits auf den Wellen, welche sein Kiel, eine schäumende Furche aufwühlend, rüstig durchschnitt; der frische Wind, welcher die Segel blähte, verhieß eine glückliche Fahrt.

Halling und Kathinka standen wieder am Geländer und schauten nicht rückwärts, sondern vorwärts, dorthin, wo die Zukunft im goldenen Sonnenglanz ihnen lockend entgegenzuschimmern schien. Hamburg war das Ziel ihrer Reise. Sie sprachen nicht; stumm die Hände ineinander legend, ver-

senkten sie sich in das erhabene Schauspiel, das ihre Herzen mit weihevoller Andacht ergriff.

Da schallte aus der Ferne dumpfrollender Kanonendonner herüber; das Seemanöver hatte begonnen.

„Hörst Du Kathinka!“ sagte Halling lächelnd, „das ist der Abschiedsgruß der Kaiserin Elisabeth!“

Schlußcapitel.

Wir sind am Ziele; ob wir die Aufgabe, die wir uns stellten, gelöst haben, das möge der freundliche Leser beurtheilen, von dem wir nun Abschied nehmen, jedoch nicht ohne der letzten Pflicht zu genügen, welche verlangt, daß wir in flüchtigen Zügen die weiteren Schicksale jener Personen andeuten, mit denen wir im Laufe der Erzählung bekannt und vertraut geworden sind.

Die Etiquette erheischt, daß wir zuerst von der Kaiserin Elisabeth sprechen und da müssen wir, so schwer es uns auch fällt, offen bekennen, daß wir nichts Rühmliches mehr von ihr zu sagen haben: sie wußte mit der Macht, welche ihr das Glück in den Schooß geworfen hatte, nichts anzufangen, sie verstand ihren Beruf nicht, sie hatte nur Energie und Willenskraft, wenn ihr persönliches Vergnügen dabei interessirt war; sie führte ein Leben des wildesten sinnlichen Genusses, ihr Hof, der allmälig ein fast asiatisches Gepräge annahm,

wimmelte von Emporkömmlingen, welche die ungeheuersten Reichthümer aufhäuften. Um die Regierung kümmerte sich Elisabeth, seit sie fest auf dem Throne zu sitzen glaubte, so gut wie gar nicht, sie ließ ihre Günstlinge wirthschaften. Alexis Rasumowski, den wir vom Hofkapellensänger zum Kammerherrn emporsteigen sahen, brachte es bald bis zum Feldmarschall; er erfreute sich eines großen Anhangs am Hofe und sein Einfluß wurde dadurch auf die Dauer befestigt, daß man die Kaiserin bestimmte, sich im Geheimen mit ihm zu vermählen; dieser Ehe entsprangen eine Tochter und zwei Söhne. Den Sergeanten Schubin, der ihr einst so theuer gewesen war, hatte Elisabeth längst vergessen oder für todt gehalten, als er auf einmal wieder auftauchte. Der Kourier, der ihn auf Befehl der Kaiserin in Sibirien aufsuchen mußte, durchzog zwei Jahre hindurch das Land der Verbannten, ohne den Verschollenen entdecken zu können; erst als er zum zweiten Male an einen Ort kam, wo eine große Menge solcher Unglücklicher lebte, und dort die Frage wiederholte: „Ist Schubin unter Euch?“ unmuthig hinzusetzend. „Was wird unsere Kaiserin Elisabeth sagen, wenn ich ohne Schubin zurückkomme?“ da rief plötzlich einer der Namenlosen aus: „Wie? Wenn Elisabeth Kaiserin ist, so bin ich Schubin!“ In Petersburg, wo er im Sommer 1743 ankam,

wurde Schubin für seine Leiden entschädigt, er wurde Major und unmittelbar nachher Generalmajor bei der Garde und erhielt einen hohen Orden; ferner schenkte ihm die Kaiserin große Güter im Innern des Landes, wohin er sich zurückzog, da es ihm am Hofe nicht gefiel.

Elisabeth erreichte ein Alter von zweiundfünfzig Jahren; sie starb am 5. Januar 1762, hatte also zwanzig Jahre den von ihr durch die Palastrevolution eroberten Thron im Besitze; bis an's Ende fröhnte sie ausschweifenden Vergnügungen, je älter sie wurde, desto größer wurde ihre Eitelkeit, die sie zu grausamen Verfolgungen schöner Frauen hinriß, in denen sie Nebenbuhlerinnen zu erblicken glaubte; das Gewissen Elisabeth's war schwer beladen, als sie den Folgen ihres wüsten Lebenswandels unterliegend aus der Zeitlichkeit abberufen wurde.

Furchtbar war das Loos der von Elisabeth gestürzten Regentin Anna Karlowna und des Gemahls der Regentin, des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig; nachdem man diese Unglücklichen jahrelang aus einem Kerker in den anderen transportirt hatte, brachte man sie nach Komolgony, einer Insel an dem Ausfluß des Dwina-Stromes in das Weiße Meer. In dieser grausamen Gefangenschaft starb Anna Karlowna im Jahre 1746; Prinz Anton Ulrich, dem sie noch

zwei Töchter geboren hatte, erlag erst 1780 — nach neununddreißigjähriger Gefangenschaft — den Entbehrungen und Leiden, die man ihm auferlegte. Nach seinem Tode schickte man seine beiden Töchter nach Deutschland; sein Sohn, der von Elisabeth in der Wiege gefangen genommene Iwan erhielt seine Freiheit nicht wieder; er wuchs in der Festung Schlüsselburg in gänzlicher Verwahrlosung wie ein Halbwilder auf; auch unter der Nachfolgerin Elisabeth's, der Kaiserin Katharina II., blieb er im strengsten Gewahrsam, bis er im Jahre 1764 bei einem zu seinen Gunsten gemachten Befreiungsversuch ermordet wurde.

Lestocq hatte durch seine Vermählung mit Julie von Mengden, die nicht lange nach der durch kaiserlichen Befehl erfolgten Verlobung stattfand, den Gipfel des Glücks erreicht; an der Seite seiner liebenswürdigen Gemahlin war er geneigt, die trüben Ahnungen zu vergessen, die ihn bisweilen überfallen hatten. Auch schien es wirklich, als wären seine Befürchtungen grundlos gewesen; sieben volle Jahre blieb er allen gegen ihn angezettelten Intriguen zum Trotz in seiner Stellung bei Hofe, Elisabeth behandelte ihn mit ungeheucheltem Wohlwollen und auf ihren ausdrücklichen Wunsch mußte er sich mitunter auch an den Staatsgeschäften betheiligen; das aber war sein Verderben. Der Kanzler Bestuscheff,

eifersüchtig auf Lestocq's Einmischung in politische Angelegenheiten, arbeitete unermüdlich an dem Sturz des Leibarztes. Bestuscheff ließ der Kaiserin hinterbringen, daß Lestocq gefährliche Verbindungen mit Preußen und Schweden unterhalte und dem Wiener Hofe, mit welchem Rußland auf dem vertrautesten Fuße stand, abgeneigt sei; ja Bestuscheff ging so weit, Lestocq als Verschwörer zu denunciren, dessen Pläne auf die Entthronung Elisabeth's zielten.

Die Kaiserin war schwach genug, auf diese Verleumdungen hin, die Niemand erweisen konnte, Lestocq, den Mann, der ihr mit der aufopferndsten Treue gedient hatte und dem sie eigentlich Alles verdankte, verhaften zu lassen. Man machte Lestocq den Proceß; Lestocq gestand nichts, da er nichts zu gestehen hatte; er schrieb an die Kaiserin, erinnerte sie an das Versprechen, das sie ihm einst gegeben, als sie ihm den Ring als Talisman an den Finger steckte; er bekam keine Antwort. Man drohte ihm mit der Folter und nun gestand er, was man wollte; er bekannte Verbrechen begangen zu haben, von denen er nie geträumt hatte. Drei Jahre lang, von 1748 bis 1750, dauerte die Untersuchung; das Urtheil lautete auf Knutenhiebe, Verbannung nach Sibirien, Verlust aller Aemter, Ehren und Würden und des ganzen Vermögens; den Grafentitel konnte

man ihm nicht nehmen, da er denselben nicht von Rußland erhalten hatte. Lestocq überstand die gräßliche körperliche Mißhandlung; als er von den Wunden, welche die Knute ihm geschlagen, geheilt war, wurde er nach Sibirien gebracht; seine treue Gemahlin begleitete ihn und theilte sein Schicksal mit rührender Aufopferung. Lestocq und Julie, deren Ehe kinderlos geblieben war, überlebten die undankbare Kaiserin; nach dem Tode der letztern durften sie nach Petersburg zurückkehren, und Lestocq erhielt seine Ehrenstellen und auch einen Theil seines Vermögens wieder.

Auch Generalmajor Grünstein mußte die Reise nach Sibirien machen; der üble Ausgang seiner Liebeswerbung hatte diesen Soldaten des Glückes um so mehr erbittert, als er sich darüber nicht täuschen konnte, daß zuletzt eine hohe Hand sich eingemischt hatte. Die Mission nach Moskau, in der er unter anderen Umständen einen neuen Beweis kaiserlicher Gnade erblickt haben würde, war ihm so unwillkommen gewesen, daß er versucht hatte, dieselbe abzulehnen; ein kategorischer Befehl, augenblicklich abzureisen, war darauf erfolgt. Als er nach mehreren Wochen wieder zurückkehrte, erfuhr er, daß unterdessen für Kathinka ein Vormund bestellt worden war, welcher die Verlobung des jungen Mädchens mit Meister

Halling gebilligt hatte. Weitere Aufklärung war von Lestocq nicht zu erlangen; Grünstein wüthete und bedauerte nur, daß er keinen Gegenstand hatte, an welchem er seine Wuth auslassen konnte. Er wagte es, der Kaiserin von der Sache zu reden, wurde aber mit nachdrücklicher Kürze abgefertigt. Seine fatalen Abenteuer waren ruchbar geworden und zwar zum Theil durch seine Schuld, da er Andeutungen über die glänzende Wohnung, die er sich einrichtete, hatte fallen lassen; es fehlte nicht an mitleidigen oder spöttischen Bemerkungen, die ihn so reizten, daß er den Hof und Petersburg bis auf weiteres meiden wollte. Er bat die Kaiserin um einen auswärtigen Posten und wurde als Kommandant nach Kronstadt geschickt. Nachdem dort seine Rache so jämmerlich Schiffbruch gelitten, hielt er es auch in Kronstadt nicht mehr aus und kam wieder in die Residenz. Die Neckereien fingen abermals an und er wurde mit Alexis Rasumowski in einen Streit verwickelt, der zu einer Herausforderung führte. Rasumowski war nicht der Mann, einem Duell auszuweichen, die Kaiserin aber, die Wind davon bekommen hatte, verstand keinen Spaß; sie ließ Grünstein, bevor der Zweikampf stattgefunden hatte, bei Nacht und Nebel aus seinem Bette holen und nach Sibirien expediren. Man hörte nie wieder etwas von ihm.

Die Katastrophe, welche sich in der Wohnung des Grafen Maximilian Ostermann zugetragen hatte, blieb wie für alle Welt, so auch für den Nächstbetheiligten, für den Marquis de La Chétardie, in Dunkel gehüllt; die Marquise lag monatelang schwer krank darnieder. Alles, was man später ihr an Geständnissen entreißen konnte, beschränkte sich darauf, daß Ladak, bei dessen Leiche ihr blutbeflecktes Portrait gefunden worden war, während der letzten Unterredung, die sie mit Maximilian hatte, plötzlich erschienen war und den Grafen niedergestochen hatte; jede fernere Auskunft verweigerte sie hartnäckig. Dagegen bat sie den Marquis um die Gunst, in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen, womit dieser einverstanden war. Im Sommer 1742 reiste die Marquise, nachdem sie ihrem Gemahl den beträchtlichsten Theil ihres Vermögens abgetreten, nach Frankreich, um dort ihre Tage in einem Kloster zu beschließen.

Dem Marquis blühten auf seinem Posten in Petersburg keine Rosen mehr; nicht nur wurde er, wie er vorausgesehen hatte, durch ein Bündniß Rußlands mit Oesterreich um alle Früchte seiner Bemühungen gebracht, sondern er gerieth auch durch die Bestrebungen, seinen Einfluß zu vertheidigen, in unangenehme Händel mit dem Kanzler Bestuscheff; da man ihn nicht nach Sibirien wandern

lassen konnte, wurde er, nachdem man ihm seine Pässe zugeschickt hatte, ohne viele Komplimente über die Grenze gebracht; dann wünschte man ihm glückliche Reise nach Frankreich.

So wurden denn alle diejenigen, welche einst die Freunde und Rathgeber der Großfürstin Elisabeth gewesen waren, von der Kaiserin durch schnödesten Undank belohnt. Aber auch der Mann, welcher so geschickt den Sturz aller ihm unbequemen Persönlichkeiten einzuleiten wußte, der Kanzler Bestuscheff, sollte an sich selbst die Unbeständigkeit der Gunst Elisabeth's empfinden. Bestuscheff hielt sich, als ihm die Beseitigung Lestocq's, dem er die Freiheit und eine machtvolle Stellung schuldete, gelungen war, für sicher; das Glück blieb ihm auch Jahre hindurch treu und ließ ihn, den Treulosen, der Niemanden schonte, den Reiz einer fast unumschränkten Macht in vollen Zügen kosten. So dünkte er sich unverwundbar und unentbehrlich; um so vernichtender traf ihn der Schlag, der ihn gegen Ende von Elisabeth's Regierung von seiner Höhe herunterschleuderte. Unausgesetzte Verleumdungen seiner Feinde hatten den Boden unter seinen Füßen unterhöhlt und Elisabeth Mißtrauen gegen ihn eingeflößt; eine Unvorsichtigkeit, die er sich im Hinblick auf das erlöschende Dasein der Kaiserin erlaubte, brachte ihn zu jähem Falle. Elisabeth ließ ihm seine

Orden und seinen Degen abnehmen, verbannte ihn auf seine Güter und machte seine Verurtheilung in einem Manifest bekannt, worin er als ein in Tücken grau gewordener Bösewicht öffentlich gebrandmarkt wurde.

Einer von den Männern, welche Elisabeth nach der Palastrevolution ihrem Hasse geopfert hatte, der verdienstvolle Graf Münnich, hatte die Genugthuung, nicht nur die rachsüchtige Kaiserin zu überleben, sondern auch, als er aus dem traurigen Verbannungsorte Pelim nach Petersburg zurückkehrte, wieder in alle seine Würden eingesetzt zu werden; Graf Münnich starb erst 1767, fünf Jahre nachdem Elisabeth das Zeitliche gesegnet hatte. Nicht so glücklich war sein Leidensgefährte, der Großadmiral Graf Ostermann; dieser ertrug die Beschwerden der sibirischen Existenz nur etwas über fünf Jahre, der Tod erlöste ihn im Mai 1747.

Unsere letzten Worte gehören Halling und Kathinka; diesen bot die neue Heimath, welche sie ohne widrige Zwischenfälle erreichten, volle Entschädigung für die Prüfungen, unter denen sie ihr Glück hatten erkämpfen müssen. Halling gab, wenngleich Kathinka's Habe ihm schon einen gewissen Wohlstand gewährte, seinen Beruf nicht auf; er wollte, daß seine eigene Thätigkeit die Stütze seiner Zukunft sei und gründete in Ham-

burg eine Werkstatt, aus der manch' hübsches, kunstreich gearbeitetes Stück hervorging, um die Wohnungen der großen Kaufherren zu schmücken. Kathinka entfaltete als wackere deutsche Hausfrau die ganze Fülle ihres sinnigen Gemüthes, sie hatte niemals Veranlassung zu bereuen, daß sie dem Manne, den ihr Herz gewählt, aus dem ungastlichen Rußland in die Fremde gefolgt war; der Ort, wohin der schnellsegelnde „Wladimir" sie geführt hatte, war zum Hafen des Glückes für sie geworden. Schon den dritten Knaben schaukelte Kathinka auf ihren Knieen, als ihr aus Petersburg die Kunde zukam, daß ihre Mutter, ohne das Bewußtsein zurückgewonnen zu haben, zum ewigen Frieden eingegangen sei. Kathinka gedachte der Entschlafenen, so wenig auch ihre Kindesliebe gewürdigt worden war, in schmerzlicher Trauer.

Die Familie, welche im Hause des fleißigen Meisters Halling emporblühte, gab, nachdem lange Jahre verstrichen waren, dem Handelsstande nützliche und verdienstvolle Glieder und es fügte sich, daß die Nachkommen Halling's in gewinnbringende Verbindung mit Petersburg traten; keiner aber fand sich unter Halling's Söhnen und Enkeln, der den Entschluß gefaßt hätte, in das goldreiche Rußland überzusiedeln; wenn je eine solche Versuchung sich eingestellt hätte, so würde sie besiegt

worden sein durch den verhängnißvollen Zwans-
rubel, der von dem Meister und Kathinka als
mahnendes Symbol aufbewahrt, sich unter ihren
Nachkommen vererbte von Geschlecht zu Geschlecht.

Ende

Schluß.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

In demselben Verlage erschien:

Ernesti, Louise, **Waldemar Bookhouse.** 2 Bde. 2 Thlr. — **Bilder und Skizzen.** 2 Bde. 2 Thlr. — **Die Tochter des Spielers.** 3 Bde. 3 Thlr. — **Unverhofft kommt oft.** 1 Thlr.

Genast, Wilhelm, **Das hohe Haus.** 4 Bde. 4 Thlr.

Grabowski, Stanislaus Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 2 Thlr.

Gundling, Julius, **Henriette Sontag.** Künstlerlebens Anfänge. 2 Bde. 2 Thlr. — **Satan Gold.** 1 Thlr. — **Advokat Schnobeles.** 2 Bde. 1½ Thlr. — **Fes und Tschako.** Soldatengeschichten. 1 Thlr. — **Ein moderner Don Juan.** 2 Bde. 2½ Thlr.

Helene, M., **Bilder aus dem Leben.** 1⅓ Thlr

Herbert, Lucian, **Louis Napoleon.** 2. Volksauflage. Roman und Geschichte in 5 Bdn. 4⅔ Thlr — **Napoleon III.** 8 Bde. à 1⅓ Thlr. — **Carlo Alberto und Louis Napoleon.** 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — **1830.** Juli-Revolution. Roman und Geschichte. 2 Bde. 2 Thlr. — **1831.** Polens letzte Tage. Roman und Geschichte 2 Bde. 2 Thlr. — **Aus Frankreich.** Federzeichnungen. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, **Neuer Adel.** 3 Bde. 3½ Thlr. — **Zur Ehre Gottes.** Eine Jesuitengeschichte. 1⅕ Thlr. — **Die Sansara T. A.** 4 Bde. 2½ Thlr., elegante Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅔ Thlr. — **Zwischen Fürst und Volk.** Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — **Durch Sardinien.** 15 Ngr. — **Am Stein.** 15 Ngr.

Pichler Louise, **Die Kaiserbraut.** 2 Bde. Preis 2 Thlr.

— — **Unter dem Lindenbaum.** 1⅓ Thlr.

— — **Werke.** 1—20 Bändchen à 12 Ngr.

Stein, Paul, **Johannes Gutenberg.** 3 Bde. 3 Thlr. — **Novellistische Gemälde aus Stadt und Land.** 2 Bde. 2 Thlr. — **Handwerk und Industrie.** 2 Bde. 2 Thlr. — **Drei Christabende.** 1 Thlr. — **Der letzte Churfürst von Mainz.** 3 Bde. 2 Thlr. — **Das Haus der Hofräthin.** 2 Bde. 1⅔ Thlr. — **Aus dem schwäbischen Volksleben.** 1 Thlr. — **Die Braut im Kloster,** 3 Bde. 2⅔ Thlr. — **Albrecht von Brandenburg.** 3 Bde. 4 Thlr.

Stifft, A., **Von Nord und Süd.** 1⅓ Thlr.

Wartenburg, Karl, **Neue Propheten.** 2 Bde. 2 Thlr. — **Die Väter der Stadt.** 3 Bde. 2 Thlr. — **An trüben Tagen.** 2 Bde. 2½ Thlr. — **Französisches Leben.** 1⅔ Thlr.

Wickede, Jul. von, **Preußische Husarengeschichten.** 4 Bde. 2 Thlr. — **Die Soldaten Friedrich des Großen.** 3 Bde. 2 Thlr.

Obige Romane sind den hervorragendsten Erscheinungen der Neuzeit zur Seite zu stellen und allen Freunden gediegener Lectüre zu empfehlen.

8.30 8/
36 9
1 18 1 12
142 76
11 6 9 57

Hemsen, Theodor

Die Czarentochter

Bd.: 4

Leipzig (1866)